

Ostdeutsche Monatshefte

für Kunst und Geistesleben

Sonderausgabe:
Gefallene Künstler



77uhle

Verlag: Ostdeutsche Monatshefte G.m.b.H. Danzig

2. Jahrgang 1921

Heft 8

Ostdeutsche Monatshefte für Kunst und Geistesleben

Blätter der „Zunft“, der „Deutschen Gesellschaften für Kunst und Wissenschaft in Polen“
und des „Deutschen Heimatbundes Danzig“.

2. Jahrgang

1921

Heft 8

Unseren Gefallenen

Von Carl Lange

In den Tagen, da die Dunkelheit eher hereinbricht und der Mantel der Nacht uns fester umschließt, schleicht sich in die Freude am bunten Farbenspiel des Herbstlaubes eine leise Wehmut in die Seele, weil Blatt um Blatt zur Erde sinkt und uns an Vergehen und Vergänglichkeit mahnt. Das ist die Zeit, in der uns stille Dämmerstunden oft einspinnen in ein feines Netz, das gewebt ist aus Gedenken an von uns Gegangene, an Liebe und Freundschaft, an die Mauern, die uns schützend umgeben, und an das Einsamwerden im Leben. Das Vergehen gibt den aus der Vergänglichkeit erwachsenden Glauben an einen neuen Frühling. So wie die Erde sich nach Erneuerung sehnt und ihre Arme empfangsbereit öffnet, so sollen wir unsere Seelen dem neuen Licht öffnen, damit auch in uns ein Auferstehen quellender Kraft und sieghafter Freude wach wird. Dann verkündet in uns Schöpferkraft ein neues Geborenwerden, das uns mit dem Gedanken des Vergehens versöhnt. Das Verdorrte und Erstarrte ist nicht tot: es ruht zur Sammlung lebendiger Kräfte, die wir als Heiliges empfangen, die zu Früchten reifen müssen.

In unsere Zeit banger Sorge und täglicher Not, die in ihrem Auf- und Niedergang keine klaren Linien erkennen läßt, klingt aus der Ferne mahnend ein leises Lied, in der Unruhe und Unrast nicht derer zu vergessen, die ihr Bestes selbstlos und opferbereit ihrem Vaterlande gaben. Unsere Gedanken wandern in fremde Lande, an die Gräber auf den Schlachtfeldern, den Edelfsten unseres Volkes ein gleiches Gelöbnis der Treue abzulegen. Aus ihrem Geist muß der neue Frühling geboren werden.

Je tiefer wir uns in die Werke unserer gefallenen Künstler versenken, um so reicher und

voller fließt die Quelle der Kraft in unsere Seele, kommt der Strom aus der Ewigkeit, der uns ins Licht weist. Da hebt sich der Einzelne aus der Menge heraus, um auf steilem Wege den Stern zu suchen, dessen Glanz ihn überschüttet und blendet. Wege des Leidens führen zu einsamer Höhe, aber sie schenken Schöpferkraft, die aufblüht wie Blumen im Morgentau nach dunkler Nacht.

Wir gedenken auch der Namenlosen, deren Flügel beim ersten Schwung aufwärts zerbrachen, deren innerer Reichtum frühzeitig im Entfalten dem Schoß der Muttererde anvertraut wurde.....

* * *

Der Tod erst gab manchem Künstler, den wir hier nennen, die so ersehnte Anerkennung, die rechte Einschätzung und Bewertung, die bei Lebzeiten seine Schaffenskraft und seine Freude unendlich gesteigert hätten. Kleists Schicksal steht uns vor Augen! —

Der in Culin geborene Hermann Löns, auf den wir schon in der Sonderausgabe „Weichsel“ (Jahrgang I, Heft 7) hinwiesen, hatte schon vor seinem Tode einen größeren Freundeskreis. Vor mir liegt eine Hermann Löns-Ausgabe der „Borkumer Kriegszeitung“, die den Dichter als Jäger und Soldaten kennzeichnet. Sie war in wenigen Wochen vergriffen. Sein Name und seine Bücher sind inzwischen in den weitesten Kreisen unseres Volkes bekannt geworden. Wir wollen aber hier mehr von den Vielen sprechen, die noch nicht genügend gewürdigt werden. Später, vielleicht im November kommender Jahres, ist an eine Löns-Ausgabe gedacht. Über seinen Charakter sagt mehr als viele Worte ein Brief des damals 48jährigen Mannes an Eugen Diederichs: „Von allen Seiten mahnt

man mich, aber es kommt mir dumm vor, dazu-
setzen und zu dichten, wo andere, ältere, schwä-
chere als ich ihre Knochen an den Feind heran-
bringen.“ Auf dem Wießer Berge bei Müden
haben Freunde des Dichters ein Denkmal er-
richtet. Weithin schweift der Blick von dort aus
über blühende Heide, über grüne Wälder, hinter
denen die Luft sich wie zu einem weiten Meer
gestaltet.

Wenn wir hier auch den Finkenwärder
Gorch Fock (Johann Kinau), der in der See-
schlacht am Skager-
rak den Seemanns-
tod fand, erwä-
nen, so ist sein
Roman „Seefahrt
ist not“, der ihn
zum deutschen
Dichter der See-
fahrt gemacht hat,
und seine heiße
Liebe zum Meer,
mit dem auch wir
eng verbunden
sind, der Grund
dazu. Gorch Fock,
dieser schlichte
Mensch, war eine
der stärksten Be-
gabungen der Ju-
gend Deutschlands.
Die Vereinigung
der Niederdeut-
schen Sprache und
Literatur „Quick-
born“ hat sich eben-
so wie der Kauf-
männische Verein
von 1858 (beide in
Hamburg) beson-
dere Verdienste um
den Dichter er-
worben.

Die Reihe der gefallenen Künstler ist groß.
Über Ernst Bischoff-Culm und Hans Borschke,
über Walter Fleg, Fritz Fretsch, Walther Hey-
mann, Alfred Lichtenstein, Ernst Wilhelm Loh,
Johannes Meckelburger, Adolf Petrenz, Fritz
Rassow und Gustav Sack, von denen die meisten
Ostdeutsche sind oder doch in Beziehung zum
Osten stehen, berichten Beiträge des Festes.
Natürlich ist Vollständigkeit unmöglich. Die
Länge und Ausführlichkeit der entsprechenden
Beiträge sollen keine Werturteile sein. Hier

müßte ein deutscher Verlag Aufklärung schaffen
und in einem Buch der Gefallenen (siehe Rund-
schau „Buch der Toten“, Rolandverlag) mit
einer lückenlosen Übersicht einer selbstverständ-
lichen Dankeschuld genügen. Wir nennen von
den Gefallenen u. a. noch: Peter Baum, Gerrit
Engelke, Hermann Essig, Fred Seraphim, Ernst
Stadler, August Stramm, Siegfried Straub und
Zuckermann.

Ein fast Unbekannter ist der im Frühjahr 1915
bei Arras gefallene Willy Sacken. Heinrich



Gorch Fock

von Kleist und De-
lev von Liliencron
waren seine Vor-
bilder. Er starb im
Glauben an seine
Berufung am An-
fang seines außer-
lich oft gehemmten
und steinigten We-
ges. In seinem
Taschenbuch, „das
er stets bei sich
trug“ (Liliencron
„Kolin“), wurde
sein letztes Gedicht
„Weiße Nacht“
aufgefunden. Hier
zeigen sich die Vor-
züge seiner Dich-
tung: knapper
Ausdruck, Klar-
heit, Anschaulich-
keit der Bilder
und Beherrschung
der Form. Dies
Gedicht dürfte eins
der bleibenden
Kriegsgedichte
sein:

„Alitrende Kälte und Mondlichtpracht,
weiße Wunder wob uns die Nacht.
Der Raufreif fing sich am Drahtverhau,
an Wall und Hecke und Höhlenbau ...
Die Posten waren, die Wachen gestellt.
Die Rohre schwiegen. Kein Schuß im Feld.

Drei Uhr und Ronde. Die Pflicht befahl.
Die Flinte. Ich rief meinen Korporal.
Die Nase am Feinde, die Fähne gespannt
Schriften wir beide durchs weiße Land.

Wir zogen huffam die alte Reih'
am Flügel der Sicherung tastend vorbei...
Alles in Ordnung. Der Ring hielt dicht,
der Ring von Eisen im weißen Licht.

Da, wo der Hohlweg im Talgrund kroch,
am übereisten Granatenloch,
ward jäh und hastig ein Rasseln laut.
Ein Schatten stolpert durchs Rübenkraut.
„Halt, wer da?“ Dreimal, und alles blieb stumm,
auf flatternden Flügeln ging Westwind um.

Heran! Da stieß es empor und lief.
„Ich schieße, Fische!“ Ich hielt ganz tief.
In harrender Stille ein scharfer Klang.
Er warf die Arme empor und sprang
und fiel und lag und schrie und schrie...
Wir beide duckten hinunter ins Knie.

Kein Schuß gab Antwort. Die Ruhe stand
wie drohend über dem weißen Land:
Wer ist es, der sich da trotzig empört,
wer hat meinen heiligen Frieden gestört?

Wir krochen vorwärts, wir kamen heran,
in Krämpfen saß der verwundete Mann.
Sein Herzblut tropfte in Sand und Schnee:
Père de famille! Pitié, Pitié!
Er sah uns mit qualvoll geöffnetem Lid
ganz fest in die Augen. Und sank und verschied.
Weißer floß eifriger Mondenschein.
Wir und der Tote waren allein.

Es jagte der Puls mir in raschem Lauf,
und Bilder stiegen mir jählings auf:
Mein liebes Weib und mein blondes Kind —
durch Rübenbreiten ging flackernder Wind,
und tief im Herzen wuchs stehendes Weh:
Père de famille! Pitié, Pitié!
Ihr Glück zertreten, sein Leben verlohrt,
wer gab mir Recht über Leben und Tod?

Ich strich ihm sacht die verkrampte Hand,
und weiter ging es durch ruhendes Land.
Hinunter, was trogig da aufbegehrt —
Ich lebe! Das ist mein Recht, mein Wert.

Viel weiße Wunder wob uns die Nacht,
voll klirrender Kälte und Mondlichtspracht.“

Ernst Bischoff-Culm

gefallen am 29. Juli 1917.

Von Carl Meißner

Die weittragende englische Granate, die am 29. Juli 1917 am Nordende der belgischen Front den 47-jährigen Künstler tötete, nahm uns einen Meister, der ein Reifer und doch noch ein Ringender war. Sie nahm uns einen großen Malenkönner, der in Ostdeutschland mit allen den kräftigen Wurzeln seines Wesens Heimat hatte. Denn Ernst Bischoff-Culm ist im Osten geboren, dort erwachsen, zum Künstler herangereift und hat dann später im nordöstlichsten Winkel seiner Ostheimat den schon frühe berührten Boden wiedergefunden, dessen Menschen und dessen Natur ihm das Beste gab: sich, sein Gefühl von der Welt und dem Leben durch die Dinge auszusprechen, sich zu vollenden.

Und nun ich das menschliche Wesen meines lieben Jugendfreundes, der, am 14. März 1870 in Culm geboren, in Elbing aufwuchs, mit ein paar Zügen zu umreißen versuchen will, überrascht es mich selbst, wie zunächst die guten Eigenschaften des ostdeutschen Menschen überhaupt hervortreten. Habe ich einen Menschen gekannt, der stärker Feind der Phrase war als du, Ernst Bischoff? Nein! Um Gotteswillen keine Feierlichkeit! Trockener Ulk war deine beliebte Verkehrsform. Hinter einem eigentümlichen schlau schmunzelnden Humor, der um die Augen zwinkerte, verbargst du deine strenge Suchlichkeit, deine Freundschaftswärme, deine Begeisterungsfähigkeit. Nur die Tat



Bildnis von Ernst Bischoff-Culm

war immer herzwarm, freu, lauter. Deinen Humor hattest du vom Vater, der als Jurist, Politiker und Landtagsabgeordneter, ein kräftiger Volksmann war und das derbe Wort liebte. In deinem Werk ist dieser Humor nie hervorgetreten, oder kräufelt doch nur in Skizzenbüchern deiner frühen Zeiten seine Schnigel, aus denen sich ein Witzblattillustrator, ein humoristischer Zeichner von manchen Graden hätte formen lassen. Du empfandest das selbst als leichtere und mindere Schichten deines Wesens. Der Ernst sah dir doch tiefer.

Icherinnere mich noch an deine erste Ausstellung. Es war vor 36 Jahren und wir waren beide 15 Jahre alt. Da hingen deine ersten „Werke“ im Zeichenhalle des Gymnasiums zu Elbing. Und auch die kunstsinvollsten Lehrer mußten dich anerkennen und zugeben: Hilft nichts, der muß Maler werden! Die Gabe war zweifellos.

Könnner warst du also ganz früh schon: „Zum Sehen geboren“. Das Abmalen und Abzeichnen der Dinge hat dir nie schwere Mühe gemacht. Aber Künstler, wirklich Schaffender wird erst, wer auch „Zum Schauen bestellt“ ist, wer „hinter“ die Dinge kommt und sich in den Dingen findet und ausprägt. Und das ist ein langer Weg, da geht die eigentliche Arbeit an, da heißt es suchen und vermeiden, hoffen und verzagen, arbeiten und abwarten, erlernen, erleben, erleiden.

Ernst Bischoffs Weg ging zunächst zur heimischen Akademie nach Königsberg. Als Lehrer wirkten der tüchtige Steffek, Max Schmidt und Reide auf ihn. Zwei ältere Freunde, der Nehrungsmaler Knorr und der Tiermaler Heinrich Krüger,

nahmen ihn 1889 auf eine Wanderung über die südliche kurische Nehrung nach Sarkau und Rossitten mit. Und so blickt der Neunzehnjährige zum ersten Mal von ferne in sein künftiges Reich. Er zeichnet dort Elche so freulich und schon meisterlich, daß es der bravste Tierzeichner auch nicht besser kann. Aber Mensch und Natur gehen ihm doch näher. Tagebuchaufzeichnungen im gleichen Skizzenbuch schildern seinen jungen Malerenthusiasmus: „Der Wald ist vom Haff zurückgetreten, und jene Bodenformation zeigt sich hier schon im Dorfe zwischen jeder Hütte,

die so charakteristisch für eine Nehrung ist. Jeder Blick entzückt das an solche Bildung noch nicht gewohnte Auge. Wie hat hier die Natur selber Bilder zusammenkomponiert. Eigenartige geformte Weiden und phantastische Kiefern wechseln mit den Hütten ab, die halb unter einer Sandtaunung liegen. Die Menschen und ihre Tracht gehen damit zusam-



Ernst Bischoff-Elbm

„Am Haff“

Gemälde

men. Herrliche Fischertypen finden wir.“

Die Fäden waren geknüpft und hielten ihn auch in der Ferne. Um 1890 geht er nach Berlin. Anton von Werner liebt ihn nicht gerade, erkennt aber doch sein Können an. Er bekommt die „Silberne“. Im Wettbewerb um den Wanderschmuck des Altstädtischen Gymnasiums in Königsberg wird er Erster und malt seine klassischen Wettläufer höchst schulgerecht und technisch vortrefflich. Aber die soziale Malerei, Freilicht und Impressionismus, Uhde, Liebermann, Kalkreuth helfen ihm besser, den eigenen Weg sehen. Gegen Ende des Jahrhunderts malt er in Paris im Atelier Julian eine Weile Akt. Und nun lasse ich Walter Heymann das Wort, dem auch Ge-

fallenen, dessen Bild als Nehrungswanderer von Bischoffs Hand bekannt wurde, um dieses wichtige Zielfinden im Leben des nach ihm gesunkenen Freundes zu schildern: „— da packte es ihn, riß ihn aus dem Stetier ins Freie hinaus. Und acht Tage später befand er sich in Nidden. Wie hat er sich später von Herzen in diese bunte Welt der strohgedeckten Häuser und Hüften mit den briefkastenblauen Fensterläden hineingelebt, wo die dunklen Schiffe eine einfache geschnitzte

in diese besonders bei Nidden erhabene Wüstenwelt der Hochdüne, in die karge Lieblichkeit der Dorfsoasen am Haff, umgeben vom ernstesten Grün rotbraunstämmiger Kiefern, zu denen nur hier und da der „Kupften“ (graugrüne, selbstangewachsene Fläche) und die „Palwe“ (halbbewachsener Dünenhügel) einen Übergang bilden, in diese stillen, eigenen Menschen — denn Bischoff war doch vor allem Menschenmaler — hat sich unser Freund Jahr um Jahr tiefer hineingelegt.



Ernst Bischoff-Culm

„In den Dünen“

Ölgemälde

Wimpelzier tragen! Zum ersten Male sah er die Walbarena Niddens am Fuße der gewaltigsten Dünen, die Landschaft, die für ihn eine lenkende und immer wieder zu sich hinreichende Macht wurde. Wieder entschied die Düne über ein Menschenschicksal, lag zwischen Haff und Meer die Quelle von Kraft und Verfallen. Für uns ist der Augenblick wichtig wegen der zunehmenden Bedeutung, die nun die Nehrung für die deutsche Kunst gewann.“

Im Memelheft der „Ostdeutschen“ habe ich die Natur und die Menschen der Kurischen Nehrung geschildert und möchte jene Seiten hier voraussetzen und einschieben. Zwischen Meer und Haff,

Er wurde das Haupt der kleinen Niddener Malerkolonie im Gasthaus von Vater Blode, den wir in Bischoffs Bild mit dem Enkelkinde sehen. Die begabtesten Gefährten waren wohl der auch gesallene Vorsche, von dem wir in diesem Heft auch hören, und Bertha Schütz, die überlebende Freundin, in deren Bildern die Dünenwelt eine verwandte und doch eigene Sprache redet.

Hermann Blodes Sofaporträt bringt uns auf Bischoff den Maler des „Menschen an sich“. Das Bildnis war ihm eine nahe Aufgabe, die er nicht nur um Brotes willen oft, sondern als Berufener auch gut und gern gelöst hat. Sein

sicheres Bildgefühl, sein freundwilliges Verstehen der Menschenart schließen dabei einen harmonischen Bund mit seiner grundehrlichen Sachlichkeit und seinem außerordentlichen Malenkönnen.

Etwas Bildnishaftes bleibt auch noch in seinen Zustandsbildern. In den Gemälden der frühen Niddener Jahre strebt er vor allem danach, die völkische und seelische Eigenart der Menschen dort treu zu spiegeln. Er malt die „Holzsammlerinnen am Meer“ in ihrer windumstürzten Mühlsal, er malt in der Sonne ausstrahlende

Mädchen und Fischer; da tragen am Haff die Fischerfrauen die Netze, da steht eine stille Alte im Kiefernwald vor der Kirche in Niddeden, sie lächelt, das Gebetbuch in der Hand, still zufrieden, daß sie nun nach der Woche Arbeit zu ihrem „lieben Gottchen“ kommt.

Nicht alle Sommer war er in Niddeden. Im heimatlichen Elbing malte er geschmackvolle Architektur-

bilder. Die Granate, die ihn 1917 traf, kam aus Neuport oder Digmuiden, wo er, wie auf der Insel Marken ein paar Sommersommer gelebt und gemalt hat. Was ihn dort hinzog, war die andere, die Nordseeluft, denn Meer, Küste, Dünen, Fischer, Hafen mußte es bei ihm sein. Er war in jenen Jahren von der Neigung beherrscht, die lichtumflößene Farbigekeit der Dinge zur höchsten Leuchtkraft zu steigern, und so zog er denn, indem er hierher ging, eine Art Sicherheitsventil, denn Nordseeluft stimmt bekanntlich die Farben viel häufiger harmonisch zusammen als Ostseeluft, sie gestattet ihnen auch die kühnste

Farbigkeit, ohne daß die Tonschönheit zu leiden braucht. Fischer- und Hafenleben war ihm lange vertraut, und so brachte er gute Studien und Bilder heim. Aber diese Sommer waren doch nur eine Episode. Die heimatliche Ostsee, die Kurische Nehrung, hatten ihn bald wieder. „Sieh mal“, sagte er mir ungefähr, „so geschmackvolle Lüfte, wie die Franzosen sie an ihrer Nordküste haben, wo der Ton eigentlich immer stimmt, und wie ich sie ja auch in Neuport gemalt habe,

so viel valeur-sichere Natur-eleganz haben wir dort im Nordosten ja nicht. Aber wir haben da anders. Und darum muß man da auch anders malen.“

Ja, hier hatte er anderes, hier hatte er Heimat. In dieser stillen Welt wuchs der Künstler von Jahr zu Jahr und wurde freier. Nicht nur das reinmalerische Problem, Licht und Farbkraft zugleich zu steigern, beschäftigte ihn, es gelang ihm später auch, das Seelische, weniger völkisch gebunden, mehr



Ernst Bischoff-Culm

„G. Blode“

Gemälde

als allgemeines menschliches Symbol zu geben. Am besten gelang ihm das im einsfigurigen, bildnisartigen Gemälde. Wir haben da Bilder, die man einfach „Sonntag“ und „Alltag“, „Feier“ und „Mühlsal“ unterschreiben könnte. Das junge Mädchen, das im besten Sonntagsstaat still gesammelt vor dem dunkelbraunen Dorf im Hintergrunde den Kirchberg emporsteigt, ist Feiertag. Und die alte Frau auf unserem Bilde „die Last“, die in der Dünnensamkeit sich mit gebeugtem Rücken so schwer aufstützt, ist der Werktag. Der Bildgedanke ist auf die einfachste Form gebracht und bekommt dadurch etwas Monumentales.

Alles ist wirklich und wirkt doch als Symbol. Das ist der Art natürlich verwandt, in der auch Millet seine Menschen in den freien Raum stellt. Nicht nur mehr ein Daseinsaugenblick, es ist ein Leben gemalt.

Als dann der Weltkrieg ausbrach, traf er Ernst Bischoff-Culm als reifen Meister,

44 Jahre alt. Ein Jahr mehr, und er wäre „Heimarbeiter“ geblieben und lebte wohl heute noch — —. Der Krieg legte seine reife, gesunde Kraft nicht lahm.

Hatte seine Kunst, seine ethliche, tiefe, vollkommen phrasenlose Kunst bisher auf dem Wege des Impressionismus doch mehr einer ruhigen Spiegelung von Mensch und Landschaft gedient: unsentimental, keusch

und knapp, starke Gefühle auszudrücken war ihm ebenso gegeben wie „reine Malerei“. Und so wurde er denn September 1914 Mitbegründer des „Wachfeuers“ und zeichnete ebenso rasch wie reif dafür eine Fülle Gelegenheitsblätter. Das brachte uns alte Jugendfreunde aus gemeinsamen Elbinger Gymnasialzeiten wieder näher



Ernst Bischoff-Culm

„Sonntag“

Gemälde



Ernst Bischoff-Culm

„Die Last“

Gemälde

zusammen, denn ich schrieb und dichtete viel für das Blatt. Länger als ein Jahr genoß ich noch einmal Bischoff, den Menschen.

Er war der Alte, aber reiferer und sicherer geworden. Und dann holte ihn 1916 das Bezirkskommando. Sein Körper vertrug noch die Ausbildung als Infanterist. Ein Jahr später hat ihm die Granate beide Hände abgerissen.

Nach schweren Schmerzensstunden schloß er die Augen. Sie hätten nicht schauen mögen, ohne daß die Hände schaffen konnten.

Er war in den letzten Lebensjahren, wie auch ich, von okkulten Tatsachen überzeugt; wußte also, daß der Weg nicht ins Nichts führt. — Franz Lüdtkewidmete ihm dies Gedicht:

In deinen Augen hing ein Glänzen
von reiner Sonne, klarer Luft.
Nun welkte soviel Licht! Nun kränzen
mit stillem Weh wir deine Gruft.

Der Schönheit heilige Lande liegen
in todesgrauem Nebeldunst —
doch über Nacht und Trauer siegen
dein Menschentum und deine Kunst.

Das goldene, das grüne und das braune Buch des Dichters Löns

Von Walter Fleig

Als Hermann Löns aus der Heide nach Frankreich zog,
Markwart, der Häher, ihm schwägend zur Seite flog.

„Löns —! Wohin? In den
Krieg und fast fünfzig Jahr?
Unterm Rekrutenhelm ergraut
dir das Haar!“

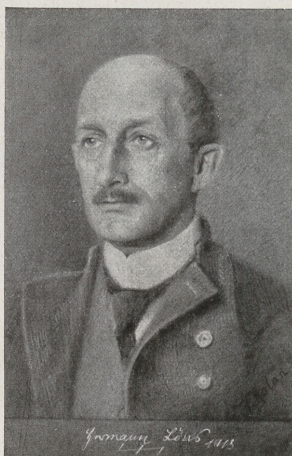
Alt oder jung — das zählt nicht
nach Jägerrecht!
Jäger und Schützen sind immer
nur gut oder schlecht.

„Löns, Hermann Löns, bald ist
Dichten und Jagen aus!
Heidejohn, Dichtersmann,
Jägersmann, bleibe zu Haus!“

Löns, der Jäger, wog saht das
Gewehr in der Hand:
Schwähe nicht, Markwart! Der
Werwolf streicht ums Land.

„Löns, so vergift du die Heide,
dein braunes Buch?“
Markwart, ich trag' es versteckt
unterm grauem Tuch.

„Löns, und vergift du den Forst,
dein grünes Buch?“
Markwart, ich trag' es versteckt
unterm grauen Tuch.



Hermann Löns

„Löns, und die deutschen Lieder,
dein goldenes Buch?“
Markwart, ich trag' es versteckt
unterm grauen Tuch.

Markwart, der Häher, stob
scheltend ins Lannicht zurück
Löns, der Dichter, ging sterben
für Deutschlands Glück.

Hermann Löns starb schweig-
sam in Blut und Tau.
Wanderfalken kreiften
schweigsam im Blau.

Kreiften ob Wäldern und
Äckern im goldenen Meer.
Suchend kreiften des
Sterbenden Augen umher.

Schaufen in Morgengold,
Ackerbraun, Waldesgrün —
Aufgeschlagen lagen
drei Bücher um ihn!

Dreimal noch zuckte, dreimal
des Sterbenden Hand
über Herz und Büchse und
braunes Land.

„Herz, nun gib deinen singenden Liedern Ruh!“
Zuckend sein goldenes Buch schlug der Dichter zu.

„Büchse, du glühst in erkaltender Hand noch so heiß!“
Zuckend sein grünes Buch schloß der Jäger leis.

„Erde, ach Erde, nun bist du mein Leichentuch!“
Streichelnd schloß Hermann Löns sein braunes Buch.

Hermann Löns

In heimlicher Schummerstunde
zur Zeit der Mennsflucht,
hab' ich im dämmernden Abend
die Heide aufgesucht.
Um Heidekraut und Disteln
flackert ein grünes Licht,
Löns geht durch seine Heide,
die blühend im Sterben liegt.

Die Distelfinken schütteln
Müllsäden in die Nacht.
Das Heidekraut verblutet
und Löns ward umgebracht.
Die Birken stehen flüsternd,
zitternd die Pappeln gehn,
der Himmel, ein Rosengarten,
muß blaß und bleich vergehn.

Die Sterne mit brennenden Augen
sehn weinend zur Erde herab.
Der blaue Himmel vergoldet
Löns einsam Heidegrab.

Paul Hiesgen



Ernst Bischoff-Culm

„Heimweg“

Gemälde

Der Sieg des Toten

Von Max Worgitzki

Die junge Gutsherrin von Marcinowen saß auf der Veranda ihres Hauses. Starr und unbeweglich saß sie, und ihre schmalen weißen Hände umkrampften das Büchlein, in dem sie eben gelesen hatte. Im Grunde ihrer Augen, die dunkel, unnatürlich groß in dem bleichen Gesicht brannten, flackerte in zitternden Flammen der jäh entfesselte Sturm der Gedanken.

Wenige Zeilen nur, ein Gedicht, aber es hatte sie aufgerüttelt bis ins Tiefste.

Vor zwei Jahren hatte man ihr das Büchlein zugelandt. Dazu die Uhr und die Briestasche, das war alles, was sie von ihrem Manne wiederbekam, den sie hatte hingeben müssen, wie so viele ihrer Schwestern. Ein Leben, glühend von Manneskraft, Schaffensdrang und Liebe hatte

sie gegeben, drei wichtige, tote Dinge kehrten ihr wieder. Und endlich dann noch ein armseliges, zersehelter Körper, den man der unersättlichen Erde entriß. Der ruhte nun aufs Neue dort oben auf dem Hügel am See.

Im ersten Aufruhr des Schmerzes hatte sie damals das Büchlein nur flüchtig durchblättert und dann hastig beiseite gelegt. Was sollte ihr das! Wo der wilde Jammer und tobende Empörung ihre Seele verbrannten, bis sie grau und lau wurde, ein armseliges Häuflein Asche. Draußen erzitterte die Welt unter dem Rasen des Krieges. Sie ging klaglos und stumm den Weg ihres Lebens, sich bergend in der Abgeschiedenheit ihres Gutshofes. Einen Weg ohne Meilensteine, ohne Täler und Höhen, wo die

Tage still herniedergleiten, wie müde fallende Blätter. Auch sie war müde, nur müde.

Selbst! Heute, nach zwei Jahren, hatte es sie plötzlich getrieben, das Büchlein wieder hervorzuholen. Und was sie damals nicht gesehen, auf der letzten Seite, mitten unter nichtigen Notizen, das hatte sie eben gelesen, verschlungen mit gierigen Augen.

Dieses schrieb ihr Mann am letzten Tage seines Lebens:

Mein Herz sprüht Haß:
Verflucht, wer diese Welt erdacht!
Unfänglich Mitleid und der Schrei
der tausendfach gequälten Kreatur
spannten meine Kräfte,
mich aufzuschwingen zu den Höhn des Himmels.
Ich stand vor Gottes Thron.
Herr, sprach ich beugend, Herr,
sieh in der Tiefe dort den hellen Stern,
Blut ist sein Leuchten, Blut,
ein einz'ger Schrei der Qual ist seine Stimme!
Und ekle Schwaden, Roheit, Haß,
wahnwütige Vernichtungswut,
dampfen empor
und hauchen Pestdunst in die reine Welt.
Das ist die Erde, die du uns beschert!
Alles ist deiner Allmacht Schöpfung,
so ist auch dies dein Werk, o Herr, dein Werk!
So sprach ich zitternd, schreiend, rasend.
Des Herren Antlitz aber leuchtet mild,
und sanft ist seiner Augen Blick,
der um mich, durch mich, über mich,
des Weltalls Weiten fassend, dringt,
und sanft ist seine Stimme, die da spricht:
Du armer Tor!
Du Hauch nur — darum ewig blind —
von Gottes werdenden Gedanken!

Das hatte ihr Mann geschrieben?

Ja, die ersten Zeilen! O, wie gut verstand sie die! Haß sprüht mein Herz ... Haß! Wie hatte sie hassen gelernt! Eine Wollust war ihr der Haß gewesen. Auch sie hatte sich in der Qual schlafloser Nächte aufgeschwungen zu Gottes Thron, und giftige, brennende Worte waren ihrem Munde entragt. Wenn der Wahnsinn der Vernichtung über die Erde tanzte und mit blutigen Händen Tod, Qual und Jammer austreut, dann ist es Erlösung, hassen zu können.

Und dazu nun die letzten Zeilen! Ihr schwindelte. Gottes Antlitz leuchtet mild, und sanft ist seine Stimme? Sanft ist der Blick seiner Augen, der durch Menschenkörper hindurchsieht, wie durch Glas, und Weltallweiten umfaßt? Gottes werdende Gedanken?

Die junge Frau stöhnte verzweifelt auf, und ihre Seele schrie zu dem toten Gasten. Friß, Friß! sage mir, was hast du damit gemeint? Gott hat doch ausgedacht. Da siehst du doch sein Werk vollendet. Sind sie nicht da, Erde und Himmel, Tod und Qual, und zwischen ihnen der arme verlorene Mensch?

Fieberhaft mühte ihr Geist sich ab, sich einzubohren in das Wirrsal ungeahnter Vorstellungen, das sich ihm so plötzlich entgegen geworfen hatte. Die ganze große Welt, und auch der Mensch ... nur werdende Gedanken? Was wir Schöpfung nennen, ist also nur Schaffen, nur ein aufblühender Gedanke? Alles Sein, das uns so gewaltig scheint, so unermeßlich, dessen bloße Vorstellung uns zum Nichts zermalmt, das ist vor Gott nur Zeit?

Die junge Frau erschauerte und schloß die Augen. Da zerriß das Gewölbe des Himmels vor ihrem Geist in tausend Fetzen, zerflatterte, und rundum drohte ihr plötzlich eine unendliche schwarze Tiefe entgegen. Und eine Stimme in ihrer Brust sprach: Willst du Menschengeschick am Welkenwerden messen?

Schwer und matt erhob sich die junge Frau, und versagend flüsteren ihre Lippen: Nein, ich will es nicht. Ihr Geist aber bäumte sich mit letzter Kraft noch einmal auf und schrie in die unendliche Tiefe: Warum leben wir dann überhaupt? Sage mir das nur, du Unnennbarer, du Unfaßbarer! Warum leben wir nur?

Vom Garten her erklang eine helle Kinderstimme und riß die junge Frau in die Wirklichkeit zurück. Ihr kleiner Junge stand mit seiner Erzieherin unten auf dem breiten Gartenweg und winkte lachend und jubelnd. „Mutti, darf ich nicht noch ein bißchen aufbleiben? Ein ganz kleines bißchen?“ „Es geht nicht, Wölschen,“ sprach ihm die Erzieherin gut zu, „es ist schon halb neun, da gehen artige Kinder zu Bett. Und du wirfst doch nicht unartig sein, sonst ist Muttmchen traurig.“

Die junge Frau schritt die Stufen hinab. Ein müdes Lächeln strich zag über ihr blaßes Gesicht. Der Kleine ging schon auf sie zu. „Gute Nacht, Muttmchen. Ich will ja artig sein. Dann mußt du aber auch nicht mehr traurig sein.“ Die Mutter beugte sich nieder und hob den Kleinen auf, der seine Armchen um ihren Hals schlang und zärtlich sein Gesicht an ihre Wange presste. „Gute Nacht, mein Wölschen, du bist ein artiger Junge, ich werde auch nicht mehr traurig sein. Gute Nacht, Liebling.“ Sie setzte ihn nieder,

und gehorsam lief der Kleine zu seiner Erzieherin, die ihn ins Haus führte.

Die junge Frau aber schritt langsam durch das Grün des Gartens den breiten Weg hinab. Und ihre Seele betete: Hilf mir, o Gott, daß ich den Weg zu meinem Ich zurückfinde. Schließe das Gewölbe des Himmels wieder über mir, daß seine Tiefe mich nicht verschlinge. Gib mir meine kleine Welt wieder, damit mein Kind lebe, mein Kind!

Als sie am Ufer des Sees anlangte, setzte sie sich auf die Bank, wo sie, ach wie oft, mit ihrem Manne gesessen hatte. An herrlichen Sommerabenden, wenn die Nacht leise herniederfinkt, kein Laut die träumende Welt stört, als nur das sanfte Atmen des Sees und ein heimliches Flüstern im Rohr. Wie hatten sie beide die Abgeschlossenheit ihrer Heimat geliebt. Majurendland, Heimatland, Lied von Liebe, Lied vom Tod. O ja, auch über diese stille, verträumte Welt hatten rohe Horden Tod und Qual gebracht, ihre Fährte gezeichnet mit Mord und Brand. Sie schlug das Büchlein aufs Neue auf, das sie noch in Händen hielt, und las im Dämmerlicht noch einmal das Gedicht, den letzten Gruß ihres Mannes. Und ihr Geist ward klein und demütig.

Und nun erst sah sie, was sie vorher nicht beachtet hatte. Dem Gedicht waren noch ein paar Worte angefügt: „Mein Liebstes,“ stand da, „wenn ich falle, und es gelingt dir, meinen Körper zu bergen, so bestatte ihn auf unserm Hügel am See. Ein schlichtes Kreuz von Holz sollst du mir errichten lassen und darauf schreibe mit eigener Hand: Die Toten leben durch die Lebenden! Vergiß das Wort nie, mein Liebstes, und handle danach.“

Die junge Frau sprang auf. Das war's, was sie suchte. Handle, rief ihr der tote Gatte zu. Entreiß mich dem Tode, lebe, damit ich lebe! Eine Forderung pochte ungestüm an der Tür ihres Seins, Erfüllung heischend. Der Tod trennt nicht, nein, der Tod trennt nicht! Die Kette darf nicht reißen. Die Toten haben ein Recht an unser Leben!

Lange starrte die junge Frau über den See hinüber nach dem schwarzen Kreuz auf dem Hügel, und ihre Brust atmete tief und stark. Jäh riß der Schleier vor ihren Augen, und sie sah, wie schön das alles war. Der schlummernde

weiße See, der leise atmete unter der zarten Decke, die der Widerschein des Abendrotes über ihn breitete, der starre, schweigende Wald an seinem Ufer, und hoch darüber der runde Buckel des Hügels, auf dem das große Kreuz stand und seine schwarzen Linien herb und scharf in die Blut des Himmelsgrundes riß. Sie faltete ihre Hände, und ihre Lippen bebten: Friß, verzeh mir. Zwei Jahre habe ich nicht gelebt, um zwei Jahre habe ich Törin dich betrogen. Doch du sollst leben, durch mich und deinen Jungen sollst du leben. Ich grüße dich, du mein Geliebter!

Aufrecht und straffen Ganges, zum ersten Male seit zwei Jahren, schritt die junge Frau ihrem Hause zu. Und immer heller wurde es vor ihren Augen. Bei Gott, ein Schleier hatte sie blind gemacht. Wie verwahrloft der Garten war! Und wie sie auf den Hof schritt, jaulte ihr der Kettenhund entgegen und wedelte demütig mit dem Schweif. Sie trat zu ihm heran und streichelte seinen Kopf. Da sah sie, daß in seiner Hütte nicht ein Halm Stroh lag. „Auguste,“ rief sie nach der Küche herüber. Die Mägde horchten hoch auf bei dem ungewohnten Klang und Auguste stürzte eilends heraus. „Soll denn der arme Hund im Schmutz verkommen? Sofort holen Sie ihm frisches Stroh!“

Eine Unruhe hatte die junge Frau erfaßt und trieb sie zu einem Rundgang um den Hof. Die Röte der Scham stieg ihr ins Gesicht. Überall grinsten ihr die Zeichen des beginnenden Verfalls und auflösender Unordnung entgegen. Den Inspektor entlasse ich auf der Stelle, sprach sie vor sich hin, als sie wieder das Haus betrat. Dann ging sie in das Zimmer ihres Jungen. Der schlief seinen frohen, gesunden Kinderschlaf, ohne zu erwachen. Sie setzte sich an sein Bettchen, nahm seine kleine Hand in die ihrige und saß still und versunken tief in die helle Sommernacht hinein. In ihrem Kopf aber brauste es fort und fort wie siegreicher Orgelklang: Die Toten leben durch die Lebenden. Unwillkürlich drückte sie die kleine Hand, die in der ihrigen lag. Mein Junge, du und ich, wir wollen leben und Leben geben unserm Toten. Durch dich soll er wirken. Und wirst du auch nicht ein Dichter wie er, so sollst du doch das Gut deiner Heimat hüten und mehrten.

Dem Deutschland, das für mich das Liebste in der großen Welt bedeutet, Dank abstatten, und ein klein wenig helfen darf. Du meine kleine Welt, meine zweite Heimat, mein halbes Ich, bist jetzt mein Klein-Deutschland.

Walther Heymann (aus einem Feldpostbrief)

Gedichte

Von Ernst Wilhelm Loh †

Ein Großer schreibt

Du bist nichts als ein Bürger dieser Tage,
 dein Name ist Gemurmelt aus dem Fluß der Menge. —
 Ich kaufe dich. Ich — hörst du? — zeichne deinen Namen
 Mit harten Zügen auf ein loses Blatt Papier,
 auf einen Felsen, einen Zeitungsrand:
 Und, da ich so dein Wesensmerkmal setze,
 du, meiner Neigung Ziel!
 Bist du geädelt für den Rest des Weltbestehens,
 bist du durchatmet von der Glut der Großen,
 bist Atem, Dröhnen, Tempel und der Geister Wallfahrtsort.

Abendmärchen

Ein fremder Vogel flog durch die Luft.
 Er kam von den Schultern der Sonne geflogen,
 die fiebernd fuhr zur Totengruft,
 gebaut aus Ozeans goldenen Wogen.

Der Vogel sang alte Märchen und Lieder,
 die sagten von Abend und Schwanengesang
 und tropften als rote Blumen nieder
 auf die Weiden am Weg und den Waldbrand entlang.

Verzaubert

Blau auf den Hügeln
 sind Lichter entfacht.
 auf seidnen Flügeln
 segelt die Nacht.

Wir stehen allein
 und unerkant
 im Mondenschein
 am Waldestrand.

Und sprechen nicht
 und leben kaum
 und sind ein Licht
 in einem Traum.

In Gedanken

Am Ufer hing von Öl und Teer ein Duft.
 Erstarrt blieb am Rande einer stehen.
 Seine Augen mußten verwunderungsgroß
 übers Wasser gehen:

Der Abend warf seine Farbentöpfe in die Luft.
 Das Meer, in Spiegelfille zerflossen,
 Und das Ufer, das turmhast abseits stand,
 waren mit Farben übergossen
 und starrten staunend im Farbenbrand.

Sieh mir in die Augen. Kannst du verstehen,
 daß so wunderliche Leute über die Erde gehen,
 mit Augen nach Fernen gewandt,
 und mit Stirnen sehnstucht-gebräunt?

In Gedanken fasse manchmal meine Hand.
 In Gedanken — leuchtend — bin ich dein Freund.

Später Besuch

Da kam zur Nacht ein Lied zu mir.
 war wie ein Knabe anzuschauen
 mit Haaren hell und Augen braun.
 Es kam zur Nacht ein Lied zu mir.

Und setzte sich bei mir zu Tisch,
 und fragte nicht und sagte nicht,
 und war so wie ein stilles Licht,
 ganz nah bei mir an meinem Tisch.

Und einmal sprach es doch ein Wort,
 ein Wort sehr leis und wunderbar;
 ich glaube, daß es: Ewig — war.
 Ja einmal sprach das Lied ein Wort.

Dann stand es auf und ging nach Haus.
 Ich sah ihm lange hinterher.
 Der Platz an meinem Tisch war leer.
 Mir war's als löschten Kerzen aus.

Wintermond

Der junge Mond, blutrot und durstig irrt er
 suchend hinauf in kalte Winterluft.
 Nun, starr vor Frost und unerhörter Sehnsucht,
 hält er schlaf-wachend still und äugt und schreit.
 — So heulen Wölfe in der Winternacht. —
 Und schreit nach seinem toten Lieb, der Sonne.

Aufjazzend jäh vor Qual ruft dieser Schrei
 durch Wolken, Luft, Gebirg und Dämmertal
 Zehnhundert dumpf vergrabne Echo's nach,
 und ein Gesang voll namenloser Qual
 wälzt sich versunkner Sommerliebe nach.

Adolf Petrenz

Ein Erinnerungsblatt von Johannes Dziubiella

In einem Briefe an mich vom 6. November 1913, der in die Zeit fällt, wo ich die Heimatzeitschrift „Altpreussische Rundschau“ herausgab und leitete, erörtert Adolf Petrenz freudig den Plan der Herausgabe eines Sonderheftes, das seinem Schaffen allein gewidmet sein sollte. „Ich kann Ihnen Material in Überfülle zur Verfügung stellen und zwar ganz, wie Sie es wünschen, auch Prosa der verschiedensten Art. Novellistische Skizze, Betrachtendes literarischer oder kulturhistorischer Art. Allerlei Heimatliches darunter. So daß, wenn Sie mir das ganze Heft einräumen könnten, gewissermaßen eine Art geschlossenes Bild herauskäme.“ Er selbst will die Auswahl treffen, in strenger Kritik nur das empfehlen, was er für das Beste hält. So soll der Leser eine genaue Vorstellung von dem Arbeitsfelde und der Schaffenskraft des Schriftstellers erhalten. „Einen Lebensabriß könnte ich selbst nur ganz kurz und selbstverulkend schreiben.“

Selbstverständlich; denn an seiner Person lag ihm immer herzlich wenig. Das Sonderheft ist nicht zustande gekommen. Der Krieg brach aus, und mit ihm ging die „Altpreussische Rundschau“ ein. Und Opfer über Opfer, die Besten der Söhne starben für ihr Vaterland; denn das waren noch Zeiten, da hieß es „süß und ehrenvoll, für das Vaterland zu sterben“. Und zu den Helden gehörte auch der noch nicht 43 Jahre alte Adolf Petrenz. Wie ein Schlag traf es alle, denen die Fruchtbarkeit seines Geistes bekannt, für die es selbstverständlich war, daß Adolf Petrenz mehr zu bieten hatte als die Arbeiten seiner journalistischen Tätigkeit. Es sah so aus — und der Brief scheint es abnen zu lassen — als ob er in die Zeit der Selbstbesinnung, Sammlung ge-

kommen war und in der rechten Selbsterkenntnis seines Könnens mit angepanntester Tatkraft sich höhere Ziele gesteckt hatte, als ob er seine dichterischen Anlagen ausnützen und aus der allzu großen Beweglichkeit des Tageschriftstellers sich herausarbeiten wollte. Adolf Petrenz war eben mehr als der geistvolle Plauderer, der

witzige, humorvolle, fein ironisierende Bericht-
erstatter, der gerechte,
maßvolle, für jede Äuße-
rung echten Künstler-
tums warm eintreffende
Kritiker; war mehr als
der frohe, fröhliche, aus-
gelassene, bier- und
weinehrliche, seßhafte
Kumpen, mehr als der
für jede Art ehrlicher, ge-
funder Lebensführung,
reiner Lebensgestaltung
begeisterte Idealist. Eine
Fülle oder besser „Über-
fülle“ kostbarer Teil-
dichtungen hat sein
dichterischer Genius
ausgestreut; hier fun-
kelt und sprüht er in
einem Geistesfeuerwerk
schärfster Beobachtungs-
kraft, dessen Wirkung
nicht so leicht vergessen
wird, dort singt und sagt
er von fremdem Land,



Adolf Petrenz
(nach einer Zeichnung)

fremden Menschen und Sitten, malt Genrebilder von glänzender Einfachheit und gewaltigem Eindruck. Auf allen Gebieten ist er gleich zu Haus, und jeder Stoff wird unter seiner Hand ein Stück Leben. Aber seine ganze Seele gehört seiner alten ostpreussischen Heimat. Er bleibt ihr immer und überall ein treuer Sohn. Die offene, biedere Ostpreußenart, die auch vor einem derben Wort nicht zurückschreckt, wenn es gilt, das Kind beim rechten Namen zu nennen, klingt bei ihm immer wieder durch. Vergangene Zeiten steigen auf, Jugenderinnerungen aus dem alten Königsberg, Schüler- und Studentenerlebnisse werden wach, und seine feine Dichterhand zeichnet ein getreues Bild nach von Straßen und Plätzen, Häusern und Menschen, Übermut und Frohsinn, Stim-

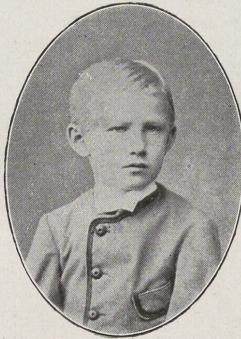
mungen, die aus glücklicheren Tagen hineinklingen in eine neue, unbarmherzige Zeit. „Die Erinnerung blühet, weil sie gar so schön ist.“ —

2.

Eine Freundespflicht hat der Verlag der „Täglichen Rundschau“, deren engerem Arbeitsverbande zuletzt Adolf Petrenz angehörte, 1918 damit erfüllt, daß er „Ausgewählte Blätter“ seiner Arbeit der Öffentlichkeit übergab. So ist denn aus einem „Sonderheft“ ein Buch geworden, ganz in seinem Sinne; denn in meinem Briefe spricht er schon davon, „sämtliche Beiträge später in Buchform zu verwerten“. Friedrich Hufschong hat dies Buch unter dem vielsagenden Titel „Kamerad Petrenz“ herausgegeben, vielen zur Freude und ihm, dem Dichter, zu bleibendem Ruhme. Aus diesem Buche will ich ein paar charakteristische Proben herausnehmen. —

Heimatklänge! „Junge Sünden in alten Mauern“ heißt die Überschrift, und von Königsberg, dem alten Königsberg handelt es. Da steht noch das alte, graue Haus „Altstädtische Langasse 29“ mit der hohen, schmalen, altmodischen, verräucherten Giebelfront, über der „der schwarze Adler gravitätisch hockt, als wolle er sagen: unscheinbar, aber oh: Der „Temple der Ostpreussischen Zeitung“, in den der junge Student seine erste Theaterkritik trägt. Weiter. —

Eines Freundes und einer urkomischen Szene muß er gedenken: „Eines Tages sitzen wir zu zweit auf meiner alten Bude auf dem Hintertragheim, wo noch heute mein einzigstes Mütterchen wohnt. Wir pokulieren unerlaubt viel und singen das halbe Kommerzbuch durch. Mein Freund sitzt auf einem primitiven kleinen Stühlchen aus grüngefärbtem Tannenholz und Strohgesecht. Meine Konfische schicken es mir als „Bierkarte“ aus der „Heiligen Linde“. Die Rücklehne war wohl zu kurz für die Wucht des langen Leibes; dessen spezifisches Gewicht war wohl auch größer geworden, kurz, urplötzlich sauft mein Freund mit seiner ganzen Länge rücklings über und schlägt mit dem Hinterkopf auf die massive Puppe meines einen Bettstellpfeilers. Es war das ein wirkliches, solides Bett, keine Schleuderarbeit, kein zerbrechlicher Rauschwarenkram. Urväterhausrat und die Lagerstatt mehrerer Pastorengenerationen. Auch die Puppe war kompakter



Adolf Petrenz als Knabe

Art und keine Zierliebe. Trotzdem war sie mitten durchgebrochen. Nur an dem Schädel war nichts zu merken. Er wäre wert gewesen, ein ostpreussischer Schädel zu sein, aber er war nur aus Westpreußen.“ Von der nach Bonbonsiederei und werdendem Bier riechenden Tuchmacherstraße, von dem alten Tor vor dem Löbenichtschen Hospital, von dem alten steilen „zerknifferten“ Kassensteig ist die Rede, von der „Phönixhalle“ von „alten Stuckdecken hinter roten Laternen“, vom alten Festboden in der Kollegienstraße, von der „alten Studentenburg am Kleinen Domplatz, die manchen Sturm erlebt hat“, Zippels Grogstuben winken. „Nein, in Zippels heiligen Hallen kannte man die Tragik des Grogs nicht. Dabei war dieser Grog nicht komisch, er war sehr ernst. Ernst, dumpf und milde. Man

kann nämlich stark und milde zugleich sein. Es ist Kern und Wesen des Germanischen, das zu sein. Womit nicht behauptet werden soll, daß Nordnordgrog das Nationalgetränk des deutschen Volkes werden müsse“. Ach, und dann die herrliche, feuchtschöne-selige Blutgerichtsstimmung! „Dies alte muffige Gemäuer mit den schloßweisen Ecken und dem braven Tropfen, mit der feudalen Stalltür vorne. Es war ein heißer Tag in deiner Halle und wurde ein heißer Abend, und noch ruht nicht die Schlacht. Café Bauer. Längst löschte uns das Morgen-

licht die Lampen aus, tanzt lila über die Kristallflaschen, über Rognon und Kirchwasser und macht sich an den neusilbernen Untersätzen zu schaffen. In Ringeln und Serpentinchen huscht es die Wand entlang und taucht einen hellen Paletot in Violett, daß er aussieht wie das Gewand eines Kirchenfürsten. Häuser, Bäume, Blätter, Stämme sind lila. Die Albertina“) ist lila. Auch der dritte Friedrich Wilhelm“) ist ein Kirchenfürst. Hinter den dunklen Büschen droht Herr Kant“) uns indigniert mit dem Finger. Es ist uns egal, denn wir sehen es nicht. Säben wir ihn, wäre er auch ein Kirchenfürst. Wir alle sind Kirchenfürsten. Daher haben wir auch das Recht, noch eine stille, schwere Flasche Rheinwein zu trinken. Jetzt gleiten die Römer, von violetterm Schimmer umflirt. Drei Goldtopfe, von Amethysten umsäumt. Jetzt klingen, jetzt gleiten sie. Auch

1) Blutgericht: alte Weinstube im Schloß. 2) Universität.
3) Denkmäler.

diese Morgenstunde hat Gold im Munde. Sie mag ja sehr sündhaft sein, aber die ganz ohne Sünde sind, bekommen so Herrliches schwer zu sehen.“ —

Und noch ein ernstes Stück aus dem Aufsatz „Ringe“: „Ich sehe die alte weißgetünchte Dorfkirche meiner ostpreussischen Heimat, wo es nach einem Gemisch von Kalk und alten Kränzen riecht, wo bestaubte Ritterausrüstungen an den Wänden hängen und auf gotische Epitaphien die Mittags-sonne fällt, wo in alte Steine gemeißelte Ritter und hochtragige Damen von der Vorzeit der Meburgs künden. Und vor dem Altare steht mein alter Vater und traut den Christoph und die Liese. Und wie der Bräutigam, schüchtern und bis aufs tieffte verlegen, den Ring von seinen dicken, roten Fingern baskelt, und es geht nicht gleich so schnell, und mein Vater hilft ihm ein bißchen, da klingen aus dem Munde des milden Seelsorgers die Worte: „Dieser Ring, diese ineinanderlaufende Figur, ohne Anfang und Ende, sei das Symbol . . .“ Und vor dem Altar ist ein Holzgitter, das laut alter Chronika den sehr plausiblen Zweck hat, „auff daß während dener Gottesdienste die Hunde dem Pastor nicht mangg die Beine laufen“. Und da steht der gütige Mann länger als vierzig Jahre, gibt drei Generationen zusammen, Hohe und Geringe, Grafen und Tagelöhner. Und immer klingt wie aus einer anderen Welt das Wort: „Dieser Ring, diese ineinanderlaufende Figur ohne Anfang und Ende, sei das Symbol . . .“ Symbol ohne Anfang und Ende. Auch der Doge warf all-

jährlich den Ring ins Meer, um es mit Venedig zu vermählen, der Bischof führt seinen Ring zum Zeichen der Vermählung mit der Kirche. Aber auch Totenringe gibt's und den Giftring der Kleopatra zur Vermählung mit dem Tode. Aber die junge Mutter fügt auch den Zahn des Erstgeborenen in ihren Ring. So gibt es also doch Anfang und Ende? Der Ring singt gleichermaßen das Lied vom Leben und vom Tode.“

2.

Die „Elegie auf den Tod vieler Jünglinge“ (geschrieben bei Essay, Weihnacht 1914) enthält eine ergreifende Stelle: „Ein Brief liegt vor mir, von zitteriger Vaterhand geschrieben. Eine dankererfüllte Klage. Ich hatte dem Alten mitgeteilt, daß sein braver Sohn fortan dort oben weilt, in den höheren und höchsten Schützengräben der Liebe.“ Auch er weilt da oben, unser Adolf Petrenz, und mit ihm viele, viele der guten Geister, denen das Herz und nicht die Lippe von Vaterlands- und Familienliebe überfloß, denen Volk und Familie heilig waren, die den edlen Mut der Selbstopferung kannten und zeigten, die mit der eigenen Kraft für ihre Nächsten und Fernsten eintraten, ohne darüber nachzudenken, ob es ihnen Vorteile bringt. Ihr Schwert ist ihnen aus der Hand gesunken; aber wir glauben, daß sie leben, daß sie weiter kämpfen für Recht und für Ehre, für Treue und Wahrheit. Dieses Deutschland wird leben, ob es gleich stürbe, und aus dem heiligen Frühling reifen die Garben“ (Petrenz „Elegie“).

Einem jungen Helden

Von Lorbeer hast dir den Kranz gewunden.
An Ehren und an Vorzug bist du überschwänglich reich.
Wer von uns, denen du entschwandest, ist dir gleich,
dir, dem der Jugend Rosen eng verbunden?

Du nimmst vom Leben dir mit vollen Händen
das, was es Herrliches den Auserles'nen aufgespart,
und als dir Ruhm und Kennntnis übermäßig ward,
war es dein Teil dich Höherem zuzuwenden.

In das Geheimnis gingst du ein mit Kinderblicken,
zurück ließt du dein männlich, sehr beherztes Tun,
wie sollen wir vor Grämen und Bewund'ung ruhn?
Wie können wir uns ins VERAUBTSEIN schicken?

Was gilt dir jetzt der armen Erde Toben!
Dein Blaublick tauchte kühn in Himmels Höhen ein.
Du tauschtest selig lächelnd Schein für Sein.
O zögst du, Teurer, alle uns nach oben!

Elisabeth Siewert

Der Chor der Gefallenen

Von Carl Lange

Personen:

Die Toten: Stimme des gefallenen Freundes

Chor der Gefallenen

Die Lebenden: Deutschland

Die Auserwählten

Prolog

Auf Erden wohnt das stillgeword'ne Leid. —
Wir müssen Alle erst in dunkler Zeit
uns heiligen durch eine neue Pflicht, —
wir müssen wieder glauben an das Licht! —
Was schwankend ist und in das Dunkel will,
es macht die alte Sehnsucht doch nicht still.
Besiegt die Scham und ihr besiegt die Scheu,
erkennt: das Welkenweh schafft ewig neu! —
O, fühlt die Kraft, die auch in Totem lebt,
die Kraft, die adeln kann, — die uns erhebt. —
Im innern Schauen liegt allein der Wert .
der Dinge, die das Tiefste in uns ehrt.
Seid nicht verzagt! — Das Leid, das ihr erfuhrt,
ist doch der Weg der ewigen Geburt,
der durch den Schmerz zum neuen Licht hinan
beseligen und heil'gen kann.

Die Lebenden hier die Verkünder sind
von denen, die selbstlos von Weib und Kind
sich lösen . . . trennten . . . der Idee allein,
die sie emportrug, untertan zu sein.
Das war ihr Lebenswerk, so wundervoll:
den Dom zu bauen, der uns schützen soll.
Da galt nicht Elend, Sorge, Tod;
sie opfereten sich für des Volkes Not! —

Wenn Einzelne von uns auch untergehn, . . .
das Volk, das Vaterland, das muß bestehn! —
Es mahnt und ruft des Sterbens tiefer Sinn:
„Gebt alles für das Eine, Ganze hin!“ —
Dies Opfer, so gegeben, groß und echt,
dies Opfer adelt euch und das Geschlecht.
Und es gewinnt, der alles hier verlor. —

Der Einzelne steigt, göttergleich, empor! —

Nicht unser Leben gibt der Weisheit Schluß.
Wie sich Natur ständig verändern muß,
so reißt aus Winter- und aus Weltentod
der Frühling und ein neues Morgenrot. —

Stimme des gefallenen Freundes:

Wo bist du, Deutschland, das mir Kraft und Leben
und stolze Hoffnung gab, geblieben?

Wo ist das Land, das sich in meinen Träumen
zu edler Blüte schön entfaltete? —
Ich gab mein Bestes, opferte mein Leben
und gab es gern mit heißen Wünschen,
daß unser Tod die Saat zu neuem Werden
und tausendfältig Früchte trüge.

Chor der Gefallenen:

Du, Bruder, sprichst aus unsren tiefsten Herzen;
wir hofften Ruhe hier zu finden
und suchen nun in sehnsuchtsvollem Irren
nach einem Klang von klarem Leben . . .
Ist wirklich unser Blut umsonst geflossen?
Sind wir im Vaterland entwurzelt?
Wo blieb der Sehnsucht heilige Erfüllung,
die wir in Todeskämpfen sahen? . . .

Deutschland:

Durch einen Schwall von Wut und wilden
vernehmen wir fern eure Stimmen, [Worten
die klarer nur in tiefen, stillen Nächten
zu uns und unsrem Herzen dringen.
Wer kann von uns den vollen Strom der Tränen,
der heut noch fließt, wohl ganz ermessen?
Wer kann die bösen Mächte, die uns hemmen,
in ihrer Größe ganz erfassen? . . .
Deutschland ist krank, wir fühlens selber,
ist krank und elend wie von Pest befallen,
ist krank und elend wie ein wunder Körper
und zuckt und blutet wie im Todeskampfe.

Chor der Gefallenen:

Habt ihr uns, Brüder, denn so schnell vergessen?
Wißt ihr nicht, was wir euch geopfert,
daß wir nie Ruh und Frieden finden können,
wenn unser Tod für nichts erlitten?
Seht ihr denn nicht die tausend bleichen Hände,
die flehend sich nach euch nun strecken,
die sich in Bitten und in bitteren Klagen
wie drohend auf zum Himmel recken? —
Wollt ihr denn, Brüder, daß so tiefe Liebe
sich lektens doch in Haß umwandelt,
daß sich die Besten, die für euch gestorben,
bitter verachtend von euch wenden? . . .

Stimme des gefallenen Freundes:

Ihr müßt in unsern Werken weiterleben;
sie sind Vermächtnis unsrer Seelen.
Sie geben euch das Höchste unsres Strebens
und künden euch der Zukunft Bahnen.

Chor der Gefallenen:

Wollt ihr mit unsern anvertrauten Gütern,
die wir mit schwersten Opfern gaben,
wollt ihr gewissenlos und elend schalken? —
Hört ihr denn nicht auf innre Stimmen? —

Deutschland:

Nur selten dringt ein Ton aus eurer Tiefe
herüber in das Reich der Schmerzen.
Nur Wenige vernehmen diese Stimmen,
die sich nach Reinheit, Klarheit sehnen.

Chor der Gefallenen:

Doch Wenigen ist oft die Kraft gegeben,
daß sie sich aus verwirrter Menge
zu größerem Wollen glaubend aufwärtsringen
und neue, heil'ge Kräfte fühlen.

Deutschland:

Hört ihr denn nicht, wie sich ein'ge Stimmen
lösen,
die euch mit flehnden Bitten kommen,
die aus der Menge sich zurecht gefunden
und die Verbindung mit euch suchen? ...

Chor der Gefallenen:

Ach, neue Hoffnung wird in uns lebendig,
da wir von innerem Gestalten
und sehnend Aufwärtswollen wieder hören.
Ihr seid Erfüller unserer Sehnsucht!
Glaubt nur, daß in dem harten Kampf der Welten
niemals die Menge wirklich herrschte.
Ihr seid erwählt! — Sucht und vereint die
Stimmen,
die wieder hoffend euch begrüßen.

Die Auserwählten:

O, diese Stimmen, die uns mahnend rufen,
wie sie uns neue Kräfte geben.
Wir sind erwählt! — Was liegt in diesen Worten,
die von uns Allerhöchstes fordern.
Ihr Brüder, Blüthen unseres deutschen Stammes,
die ihr das Schwerste um uns habt gelitten,
ihr seid uns nie und nie vergessen.
Wir sind bewegt von eurem tiefen Glauben,
wir sind erfüllt von eurer Liebe,
wir sind erschüffert tief von eurem Leiden,
verdoppelt nur durch unser Wehe.

Ihr durch uns Ruhelosen, gebt Verzeihung
dem Volk, das so in Schmerzen wählet,
das selbst sich peinigt und sich selbst vernichtet,
noch blutend aus viel tausend Wunden.

Chor der Gefallenen:

Verstummen soll und will nun unsern Klagen,
wenn ihr, die ihr im Lichte wandelt,
erkennt, daß Wahn und Irrtum euch befangen,
und neu erwacht ein reines Streben.
Wie soll so tief zerwühltes Land gesunden,
wenn Keiner sich im Ganzen findet,
wenn jeder nur nach seinen eignen Wünschen,
der Sucht nach Vorteil sich ergeben? —

Stimme des gefallenen Freundes:

Du, deutsches Volk, das stark und stolz und
herrlich
sich jahrelang im Kampf bewährte,
du Volk, erkenn' dich selbst! O, fühle, wisse,
du bist zu Großem noch berufen! —
Doch das ist Pflicht, daß du die Pflicht auch wissest
und deine Kräfte nicht verschleuderst,
dich selbst aufgibst und dich nicht selbst verachtest
und blutend in dir selbst verendest.

Chor der Gefallenen:

Du Land, das Vätern, Mäthern, Kindern, Enkeln,
Heimat und Teuerstes geworden,
du hast uns über'n Tod hinaus verbunden:
wir sind die Kinder eines Stammes.
Wir wollen nicht an Schuld und Rache denken,
die Liebe ist durch nichts zerstörbar,
wenn ihr im Glauben euch zusammenfindet,
um uns in eurer Not zu suchen.
Seid einig, Brüder, die im Licht ihr wandelt! —
Nichts kann euch von dem Bösen retten,
und nichts kann uns von unsrer Unruh lösen
als euer einig Aufwärtsschreiten,
als euer Einssein, euer neu Gefunden! —
Und ist der Himmel noch umwölkt und dunkel,
der tiefsten Nacht folgt doch ein Morgen;
empfangt das Licht, das neu in euch geboren:
o, öffnet alle eure Seelen!

Die Auserwählten:

Ihr seid uns heilig, weil ihr euer Leben
dem Vaterlande hingegeben,
dem Vaterland, das einst so viel versprochen,
dem ihr euch liebend aufgeopfert.
In euch verkörpert sich das deutsche Wesen;
das Vaterland hat euch verraten.
In eurem Tod liegt unsagbare Größe.
Wir wissen kaum, was wir verloren.

Stimme des gefallenen Freundes:

Nein, nicht verloren sind die innren Kräfte,
wenn ihr erkennt, was wir gewesen,
wenn neues, reines Wollen uns verbindet
und alles sich vereint zu Taten.
Die Toten sind nicht tot, wenn sie noch weiter
im Herzen ihrer Brüder leben,
um sie mit neuem Glauben zu erfüllen:
Seid einig, die im Licht ihr wandelt!

Chor der Gefallenen:

Wir wollen nichts als immer wieder helfen,
euch vor dem Untergang zu schützen.
Es blühen im Verborgnen noch die Früchte,
die frühe, blindgewordne Augen
in ihrem Wahn nicht mehr erkennen wollen.
Wie aus wildaufgewühltem Meere
doch noch im Sturme stolz die Felsen ragen,

so sehen wir trotz aller Wirren
die Auserwählten langsam sich erheben, —
Deutschland, wach auf! Erkenne Führer,
erkennt die Gipfel, die in schweren Kämpfen,
sich selbst vergessend, dir nur leben.
Deutschland, wir rufen dich in unsern Angsten:
Es gilt hier alles, Blühen, Sterben, ...
folge dem Ruf vom Volke Auserwählter,
damit dein dunkler Weg sich wieder lichtet.
Euch nur allein gilt unsre ganze Liebe,
die wir im Leben schon bewiesen.
O, fühlt die Kräfte, die daraus erwachsen,
die eurem Aufstieg dienen wollen,
die alle Kräfte einen, sammeln.
Seht, — aus der Erde kommen wieder tausend
Hände,
die sich in einer Hand vereinen,
um flehentlich das Eine zu erbitten:
Seid einig, Brüder, die im Licht ihr wandelt! —

Über Kriegsberichterfasser, Schriftsteller und Künstler

Von F r i e d r e c h

In der Tat, es besteht kein Zweifel, daß viele der Dahingebliebenen, nicht berufen, handelnd an dem waffenklirrenden Verlauf des großen Ringens teilzunehmen, sich mit einem, aus Staunen, Mitleid und Bewunderung gemischten Interesse der Lektüre jener Aufsätze widmen, die von „unserm zum ... Kriegsschauplatz entsandten Sonderberichterfasser“ aus der vorderen Linie allmorgentlich auf den Redaktionstisch flattern. Man kann sich ein Bild machen, man begreift doch, wie es da draußen zugeht! Und niemand wird bestreiten, daß diesen Artikeln ein gewisser historischer und kulturgeschichtlicher Wert eignet, wie denn auch den meisten Verfertignern, wenigstens bei den großen Zeitungen, beachtenswerte Kenntnis der Sachlage, schöner Aufwand des Gefühls, sowie erfreuliche Fähigkeit des Ausdrucks nachzurühmen sind. Ja, man findet hin und her sogar einige Aufsätze, die sich der Fessel äußeren Geschehens zu entlassen suchen, das in seinem oberflächlichen Verlauf zwar wechselvoll, keineswegs aber abwechslungsreich genannt zu werden verdient; Aufsätze, die vom Einzelnen zur Gesamtheit, vom Einmaligen zum Ewigen, Wesentlichen, Tonangebenden weisen, zu dem, was der Künstler als das Stimmungsbewögende bezeichnet. Es

gibt ihrer wenige, aber man muß gerade deshalb trotz ihr Vorhandensein bestätigen. Denn auch der Kreis derer, welche Freude hierüber empfinden, ist in engen Grenzen gebunden. Die Mehrzahl wird Äußerungen etwa folgender Art tun: „Finden Sie nicht, daß Herr B. erstaunlich nachläßt? Er hat sonst so gut geschrieben, meine Liebe. Aber was „berichtet“ er denn eigentlich? Man scheint uns zum Besten zu haben. Oder finden Sie vielleicht, daß etwas darin steht? Nein, mein Teuerster, Herr B. läßt sichlich nach.“ Herr B. läßt auch nach! Denn wo du ein Amt haßt, da walte fein und lasse dich nicht anfechten. Herr B. hat einen Schrift gefan, der ihm nicht zukommt. Er wollte Dichter sein und ist doch Kriegsberichterfasser. Er sollte Geld prägen und hat, aus lauter Lust am Schönen, einen Schmuck daraus gefertigt. Das wird er auch so bald nicht wieder tun! Hier nämlich liegt die Grenze zwischen Berichterstattung und Kunst. Der Zeitungsreporter sieht den Krieg von außen; das ist seine Aufgabe. Der Künstler aber muß ihn von innen sehen. Denn die ganze Tragik im Felde beruht nicht im Schießen und Kämpfen, wie die meisten annehmen, sondern in Loslösung, Unrast und Einsamkeit, nicht im Sterben, sondern darin, daß wir so leben.

Darum sind alle äußeren Vorgänge für einen Künstler gänzlich belanglos.

Natürlich soll hier keineswegs von dieser Art Schriftstellern die Rede sein, die den Krieg als günstige Konjunktur betrachten, gegenwärtige Stimmungen geschickt ausnützen, um mittelmäßigem und geringwertigem Ansehen zu verschaffen, indem sie ihm das kecke, dirnenhafte Mäntelchen der Aktualität umhängen. Die Bösesten unter ihnen sind jenen Lebensmittelhändlern gleich, die schlechte Ware mit buntgemalten Etiketten versehen und sie zu Wucherpreisen loschlagen. Fast immer ist hier der Verdienst das Ausschlaggebende. Oft aber auch falsche Eitelkeit. Wie verlockend ist solch ein Streifzug ins Gebiet der Dichtung! Leichten Kaufes hofft man Berühmtheit zu erlangen. Neue Unternehmungen tun sich auf, die Nachfrage wächst, es ist eine Lust zu schreiben.

Einen breiten Raum nimmt auch das naive Mitteilungsbedürfnis ein. Die Wichtigkeit jedes Einzelnen ist gestiegen. Ist man es nicht geradezu der Nachwelt schuldig, zu berichten, wie man das Eisene Kreuz erwarb, wie man Patrouille ging, sich laufte und sich im Lazarett verlobte? Vergleichen sollte doch jeden braven Deutschen erschüttern! Es gibt heute so viele Stilarten schreibender Menschen. Sie alle aber sind es nicht, die ich als Künstler im Gegensatz zum Berichterstatter setzen möchte.

Die in Wahrheit diesen Krieg künstlerisch gestalten, die ihm seine charaktervollen und unverkennbaren Züge, sein Umstürzendes, Innerstes, die ihm den klassischen Ausdruck einer neuen Alltätigkeit abgewinnen werden, die können

erst kommen, wenn dieses Ringen längst beendet ist. Nicht deshalb, weil sie erst den Abstand gewinnen müssen, sondern ganz einfach darum, weil sie selber dabei, weil sie heute Soldaten und nicht Künstler sind, und weil die Unraft zu groß ist, um Seelen zu schildern, die selber nicht zur Ruhe kommen, nicht betrachtlam und einwärtsgekehrt sein dürfen. Der Dienst mit der Kanone und der mit der Feder vertragen sich nun einmal nicht. Das ist die Erkenntnis der wahren Künstler im Weltkrieg. Und darum reifen sie heute in aller Stille und haben vielleicht ein Buch, in das sie bisweilen kleine Eintragungen machen, darin sie Streiflichter, Stimmungen, Aufblicke von Seelen, reinlich verzeichnen, um später, wenn einmal Friede kommt, ein Werk daraus zu bilden, wovon wir erschüttert bekennten dürfen, nicht: „Dies ist der Krieg!“, denn das ist Sache der Geschichtsschreibung, sondern: „So waren wir im Krieg!“ Wir wollen nicht unseren Schützengraben und unsere Batterien, Granaten und Trommelfeuer und all den tönenden Schlachtlärm darin finden, wir wollen den stillen Tumult unserer Herzen darin wiedererkennen. Denn hier ist das größere Chaos und jedenfalls das Einzige, was den wahren Künstler an der ganzen zertrümmerten Welt packen und interessieren kann.

So kommt es, daß mir von allen feldgrauen Litteraten unserer Tage die am liebsten sind, deren Mund im Schweigen geschlossen ist. Von ihnen wird es heißen, wie in der Bibel geschrieben steht: „Sie werden ihre Frucht bringen zu ihrer Zeit.“ Und wiederum: „Die Letzten aber sollen die Ersten sein.“

Erntelied

Gerrit Engelke zum Gedächtnis

Die Roggengarben fliegen
in Reih und Glied —
Kamrad, sing' mir das schönste
Soldatenlied.

Ich steh' im Feld in Garben
umweht vom Wind.
Im leisen Windesrauschen
manch Träne rinnt.

Der Schnitter lauscht der Sense
zerreisendem Sang:
es klingt wie Trommelwirbel
und Pfeifenklang.

Die Vogelbeeren blühen
am Weg entlang —
ach, Mutter, laß das Weinen
die Nächte lang.

Ich bin dein Kind geblieben
in heil'ger Not.
Ich bin dir treu geblieben
im bitteren Tod.

Ich bin im weiten Felde
zu Staub verweht,
zu Staub, darauf der Roggen
in Garben steht.

Horch, Mutter, Sensen singen
lebendig mein Lied!

Ich steh' im Feld in Garben
in Reih und Glied.

Paul Hiesgen

Der Maler Waldemar Rößler

Von Brattskoven

Als die Impressionisten verfluchten, sondern sich bald die stärkeren Talente, um in ihrem alten Element neue Formabsichten zur Geltung zu bringen. In Deutschland trat Curt Herrmann mit klar und bewußt komponierten Farben. Brockhusen mit stark konstruktiven Momenten, äußerlich van Gogh ähnlich, zu Tage. Von Trübner indessen, der der Bildfarbe einen Mosaikcharakter gab, ging der stärkste Einfluß aus. Waldemar Rößler dann, der, in Ostpreußen geboren, in derselben Provinz während des Krieges in Arys starb, gehört zu den ersten Jüngeren, die diesen Weg bereichernd ausbaute. Nicht mehr das Zufällige, sondern die Auswahl des Künstlers in der Erscheinungen Ablauf ist bei ihm ausschlaggebend. Bewußt baut er seine Landschaft, die mit ein paar konstruierten

Bäumen sich der Ideallandschaft Claude Lorrains nähert. Das Sonnenlicht erscheint nur wie durch Glas, die Farbe hat nur in Beziehung mit der nächsten Geltung, der ganze Klang erinnert an alte Gobelins. Die Personen, die Bäume, die Gegenstände, die Zwischenräume sind an sich der Natur entnommen, ihre Zueinanderwirkung kommt aus dem komponiergedanken des Malers. Unendlich seine Reize ergeben sich so, dem visuellen Nachzeichnen des Beschauers bieten sich die Offenbarungen eines künstlerisch zutiefst gebändigten Temperaments. Die Zeichnungen sind auf ein Mindestmaß von Formen beschränkt, mit vier Bäumen, fünf Strichen Erde, kaum einer Andeutung des Himmels ist Charakter, Lebendigkeit und Monumentalität festgelegt. Die Zeit wird über diesen Künstler noch zu entscheiden haben.



Waldemar Rößler
Letzte Aufnahme vor dem Kriege

Walter Fleg

Von Dr. Helmut Wocke in Liegnitz

Seit vielen Monaten sind unsere Blicke voller Sorge auf den Osten gerichtet. Ohnmächtig liegen wir am Boden, von Feinden bedrängt, die uns nicht das Leben gönnen. Aber in die Finsternis, die uns rings umgibt, leuchtet ein Licht, das uns den Weg in eine hoffentlich hellere Zukunft weist: das stille Heldentum der Verteidiger unserer Ostmark. Und bewegt denken wir zurück an die Tage einstiger Größe, als einig das gesamte Deutschland sich erhob. Die Besten freilich weilen nicht mehr unter uns. Aber nur die Toten besitzen wir wahrhaft. Erst jetzt fühlen wir auch, was wir an Walter Fleg, dem allzufrüh Heimgegangenen, befehlen haben.

In Retschke (in Posen) war Fleg als Hauslehrer tätig, als der Krieg ausbrach. Sofort meldete er sich freiwillig. In Rawitsch, der Geburtsstadt seiner Mutter — er selbst war zu Eisenach am 6. Juli 1887 geboren — trat er beim 50. Infanterie-Regiment ein. Nach seiner Aus-

bildung kam er nach Frankreich und nahm an dem Stellungskriege in den Argonnen teil. Als Leutnant kämpfte er im Osten vor Komno, Olita und Wilna. Im Sommer 1917 wurde er auf mehrere Wochen nach Berlin berufen, wo er mit einer kriegsgeschichtlichen Arbeit beschäftigt war. Ende August kehrte er zu seinem Regiment zurück; bald darauf fiel Riga. „Wo wäre ich wohl heute,“ schrieb er kurz vor dem Unternehmen gegen Osel, „wenn meine Meldung (an die Westfront, wo die Kämpfe um Arras und an der Somme tobten) damals nicht kassiert worden wäre? Zufälligkeiten oder Bestimmung. Dankbar bin ich immer von neuem für das Gleichgewicht des Herzens, das mir nie ernstlich erschüttert worden ist. Nicht etwa, daß ich das Gefühl hätte, vor anderen bewahrt und aufgehoben zu sein — aber ich habe das geruhige, innere Wissen, daß alles, was mit mir geschieht und geschehen kann, Teil einer lebendigen Entwicklung ist, über die nichts

Totes Macht hat.“ Auf Höl, bei Poide, traf ihn am 15. Oktober eine tödliche Kugel. Tags darauf entschlief er sanft und schmerzlos.

Seit 1906 war Walter Flex Mitarbeiter an der „Deutschen Romanzeitung“, die im Laufe der Zeit zahlreiche Gedichte und Erzählungen von ihm brachte. „In der Art der historischen Novellenkunst“, wie sie in den „Zwölf Bismarcks“ begegnet, „finden Sie (wie er mir am 27. 12. 15 schrieb) vielleicht am ehesten meine Eigenart.“

Auf zahlreichen Bühnen gespielt wurde im Winter 1913 und 1914 die Tragödie „Klaus von Bismarck“. Bis zum letzten Atemzuge tritt der Held mit echter Nibelungentreue für die Rechte der Mark und seines Herrn Ludwig ein. Seine Charakterstärke hat er von der Mutter ererbt, der einzigen, die den Glauben an den Sohn nicht verliert, als alle an ihm zweifeln. Vor dem Weltkrieg geschrieben sind auch die Erzählungen des Bandes „Wallensteins Anflitz“. Eine außerordentliche Bildkraft zeichnet sie aus. In die Zeit des dreißigjährigen Krieges werden wir versetzt, und die Persönlichkeit

Wallensteins gibt dem Ganzen sein be-

sonderes Gepräge. Einzelne Geschichten leiten zu späteren Werken des Dichters über, so „Das Blut der Altmuth Petrus“ zu dem „Großen Abendmahl“. Überhaupt ist das Buch sehr bezeichnend für den Menschen Walter Flex und seinen Glauben an das Gute und Edle und an die göttliche Kraft in uns.

Den Krieg hat er aufs tiefste miterlebt; seine Werke bezeugen es uns; für seinen Entwicklungsgang ist er von entscheidender Bedeutung geworden. Nicht, daß ihm Weltanschauungsfragen nicht schon vorher zu schaffen gemacht

hätten — aber manche Probleme offenbarten sich ihm jetzt (unter der Fülle mannigfaltiger Eindrücke) in ihrer ganzen Tiefe, für sie fand er eine ihn befriedigende Lösung, soweit uns eben abnendes Fühlen über die letzten Dinge Aufschluß zu geben vermag.

Ein Band Lyrik erschien 1915: „Sonne und Schild“. Ausgezeichnet in seiner Art ist der „Preussische Fahnenreiß“, der gleich mit der ersten Strophe kräftig einsetzt. Dem Andenken

seines Bruders Otto sind zwei Lieder gewidmet. Hohen poetischen Wert besitzt „Der heilige Traum“, der ebenso wie die fünf Sonette zu Beginn des zweiten Teils der Mutter gilt und von wunderbarer Tiefe und Zartheit der Empfindung zeugt. Die „Gedichte aus der Stille“ stellen das dar, was Walter Flex von Versen einer früheren Zeit noch voll anerkannte. Manches dieser Lieder ist vor allem deshalb wichtig, weil es uns in innere Kämpfe, in ein heißes Ringen um Menschwerdung Einblicke gestattet.

Mit dem Tode hat sich der Dichter viel beschäftigt. Von ihm spricht er auch in dem Büchlein „Vom großen Abendmahl“.

Tieffinnige

Gedanken über die erlösende und läuternde Kraft des Todes enthält das „Weihnachtsmärchen des 50. Regiments“; oder vielmehr: die Gedanken sind ganz in Poesie aufgelöst und leuchten uns in dichterisch geschauten Bildern entgegen, in Bildern, die uns hinüberführen in das Reich der Ewigkeit. Mit dem Märchen stehen die „Nachtgedanken“ in innigem Zusammenhang. An die Türen unserer Herzen pochen die Toten und machen uns reiner und größer und gottesfürchtiger, sie tränken uns aus dem seelenläuternden Quell des Christentums...



Waldemar Höfler

„Heilige Familie“

Die Kriegserlebnisse bis zum Frühjahr 1916 schildert der „Wanderer zwischen beiden Welten“. Seinem Freunde Ernst Wurche setzt Fleg hier ein schönes Denkmal. Der Geist, der unsere Freiwilligen von 1914 besetzte, erfüllt das Werk, diesen Sang von deutscher Treue und deutscher Freundschaft. Die Einheit des Ganzen wird durch die (als solche uns sehr willkommenen) Schlußbetrachtungen etwas gestört. Der Dichter hadert mit dem Schicksal, das ihm den Freund geraubt hat. Alle Nächte sind nur eine Totenklage. Aber die Stimme des Verstorbenen klingt mahnend aus dem Jenseits herüber. Laßt die Toten nicht sterben, macht sie in euch lebendig! Gebt uns Heimrecht, daß wir zu jeder Stunde unter euch treten dürfen, ohne euer Lachen zu zerstören. Wollt ihr uns zu Gespenstern machen? Totenklage ist arger Totendienst...

Diese Worte mußte man sich selbst zu eigen machen, als wenige Tage nach der Veröffentlichung der Gedichte „Im Felde zwischen Nacht und Tag“ die Nachricht eintraf, Walter Fleg sei gefallen. Im ersten Schmerz bäumte man sich wohl trotzig auf gegen die Gewalt des Schicksals, dessen Wege eben nicht unsere Wege sind. Fleg träumte von dem Morgenrot eines neuen Deutschlands, das aus dem Völkerringen herrlich erblühen werde. Ein gütiges Geschick hat ihn den Tag des Friedens, den Tag der Schmach nicht sehen lassen. Von deutschen Helden und deutschen Taten kündet auch dieser Band; aber eine leise Schwermut überschattet ihn: der Gedanke an den eigenen Tod trifft immer wieder hervor.

Bruchstück geblieben ist leider die Novelle „Wolf Eschenlohr“. Der Held ist in vieler Hinsicht Walter Fleg selber; eigene Kriegserlebnisse wollte er in die Erzählung verweben, wie schon im ersten Kapitel Erinnerungen an die Studienzeit, im zweiten Buch (mit dem das Ganze abschließt) solche an die soldatische Ausbildung in Rawitsch deutlich erkennbar sind. Im Mittelpunkt aber sollten des Dichters Gedanken über „Die Erziehung zur Ewigkeit“, über „Menschenbruderschaft und Gotteskindschaft“ stehen. Alles Glück ruht in der Hingabe an das Vaterland. Wie sagt doch Theobald Wachs-muth im ersten

Kapitel zu Wolf Eschenlohr? „Mit der Menschwerdung zugleich ist der mit sich einige und schuldlose Gott in Ich und Du auseinandergepalten und der Schuld überantwortet worden. Der Gott im Menschen wird immer den Weg zur Entsühnung aus der Vielheit zur verlorenen Einheit suchen gehen.“ Individuum und Volk bilden keinen Gegensatz; das eine ist vielmehr die Bedingung für das andere. Verliert aber nicht die Hingabe an das Vaterland ihren Sinn, wenn das Volk selbst vernichtet wird? Denn auch das Geschick der Völker unterliegt dem ehernen Gesetz der Notwendigkeit. Walter Fleg hat sich auch diese Frage vorgelegt. Unter den Notizen zu Wolf Eschenlohr finden sich folgende Worte: „Sieg oder Tod darf keine Phrase sein. Im Kampf um die gerechte Sache muß ein Volk auch den eigenen Tod erleiden können, ohne an der sittlichen Weltordnung irre zu werden. Der Endsieg des bösen Prinzips ist nur ein scheinbarer, das gute Prinzip hat sich zum Höchsten eben im Tode entwickelt und seine feinsten Blüte getrieben, um derentwillen das Volk geschaffen worden war.“

Mehrere Werke haben sich neben Aufzeichnungen und Entwürfen im Nachlaß gefunden. Die Tragödie „Lothar“, die Walter Fleg dem „Klaus Bismarck“ mindestens gleichstellte, erschien 1919. Das noch ungedruckte Kriegsmärchenspiel „Die schwimmende Insel“ wurde am 22. Dezember 1916 im Stadttheater zu Eisenach aufgeführt. Der einzige noch lebende Bruder will uns demnächst eine Auswahl der Briefe bescheren, in denen Walter Flegens ernste, adlige Gesinnung gewiß wieder herrlich hervortreten wird.

Denken und Handeln waren bei ihm eins. Jedes Wort der Trauer über sein frühes Hinscheiden aber hätte er selbst zurückgewiesen. Unter den Bemerkungen, die in die Novelle „Wolf Eschenlohr“ aufgenommen werden sollten, findet sich der Mahnruf: „Nicht Geisterbanner sollt Ihr sein und Totenbeschwörer, Ihr Leidgeschlagenen! Glaubt, die Besten unseres Volkes sind nicht gestorben, damit die Lebendigen tot seien, sondern daß die Toten lebendig würden. Sind nicht allzu viel Tote unter den Lebenden?“

Nänie

um Fritz Fleg, meinen toten Freund

Von Martin Bormann

Er war so voll Leben, daß wir Anderen, Schwächeren, Feigern uns an das seine klam-

mernten, seine Erlebnisse zu den unsrigen machten, um selbst gefüllt zu sein. Eine ganze Alters-

klasse, deren Jünglingstum in den Tod mündete, beschrieb ihre eigene, noch weiße Leere mit seinem Erleben. Wenn er, viel weltsicherer als seine Lehrer, die Kasematten der roten Festung, Schule genannt, durchmaß, hing der Blick der kleinen Schülereitelkeit an seinem Schrift. Eine Mischung von Glück und Schmerz, Neid und Güte lag in unseren Augen; Freundschaft, die aus ihren zwei Entfaltungsmöglichkeiten: Liebe und tödlicher Haß — noch nicht zu dem einheitlichen Strom zusammengefloßen war, der uns später in seinem Nahesein immer umrauschte.

*

Als Sekundaner trafen wir uns auf dem „Nachtigallensteig“, er war siebzehn, ich sechzehn. Er fuhr auf der Trambahn an mir vorbei, sprang ab, zwang mich mit sich fort. Wir liefen durch das ewig dunkle, ewig traurige Tauwetter — war damals je andere Zeit als entseßlicher und doch süßer Februar, weher Nachtmorgen? Bei den Zillertalern frankten wir Kaffee, er lud die halbe Gesellschaft an unseren Tisch, mit „Hürgel Bischoff“ duzte er sich, ein hübsches Mädchen — in Wahrheit statt aus Zillergründl aus Würzburg gebürtig — nannte ihn ihren frohen Friß. Wir waren in selbstamer Erregung, verabredeten einen Rollschuhlauf, begleiteten sie zum Stadtthater, wo sie nach Abschluß der eigenen Vorstellung „Hoffmanns Erzählungen“ hören wollte. — Durch ihren Fortgang gänzlich aus der Fassung gebracht, überschritten wir, halb traurig, halb fasziniert, die Schloßleibbrücke und gingen zum Schauspielhaus. Er entwickelte mir seine Pläne, ans Theater zu kommen, überredete mich, sofort, wie er es bereits getan, mich im Büro zur Verwendung als Statist einzuschreiben. Natürlich gehörte ich. Ich war ja so irrig-wirrig, so aus meinem Eingespinnnenfein gerissen, vor die Nüchternheit und zugleich den Rausch der Wirklichkeit gestellt. Für jedes „Erlebnis“ hätte ich nach meiner sonstigen Art mindestens eine Woche gebraucht, um es zu verarbeiten, und nun traf

es mich Schlag auf Schlag; die Schulaufgaben blieben liegen! — In einer Ecke des kleinen Passagecafés las er mir seine Novelle vor: wie erschütternd hoch stand sie über meinen Produkten, den langatmigen, sentimentalen, versteckt gehaltenen! — Die Stunde des Lesevereins war inzwischen gekommen; im Saale des dritten Freundes lasen wir „Gabriel Schillings Flucht“. — Konkurrenz zwischen uns hebt an über die Rollen, schließlich bekomme ich die Partnerin, er selbst reserviert sich neben dem Professor die kleine Majakin, um die Stimme jener Schauspielerin nachahmen zu können, die das russische Fräulein in der öffentlichen Aufführung gespielt hat, und die, ehrlich gesprochen, seit einer Stunde, seit wir ans Theater kamen, unsichtbar neben uns steht. — Nach einer weichen Musik, in die der ganzen Zeit Sehnsucht einsangen ist, wird in großen, warmen, von Kunstsinne ausgestatteten Räumen getanzt; zum Abschluß geht es in das alte Café Erzelsior auf dem Schloßplatz. Mir ist das alles neu, ich weiß mich nicht zu benehmen. Klappe mein Seidel nicht zu. Die Gefahr, die das strenge Gymnasialverbot mit sich bringt, erhöht prickelnd den Reiz. Meister Meschugge gastiert, er schießt nach mir aus seinem Kindergewehr



Friß Fred

Photographie

mit Papierpropfen! O, all das Bunte, Neue, um uns herum! Dieser Tag hat mich „aus meiner Bahn geworfen“ — richtiger: er wirft mich in sie hinein — in sie, die ich von nun an die meinige nenne!

*

Ganz eins, ganz Freunde und opferfreudig sind wir nur eine einzige Stunde gewesen, aber diese Stunde hatte den Inhalt von Jahren, wir vergaßen sie nicht. Sie bleibt über das Grab hinaus. Was auf der Schule sich angespannen, riß der Krieg auseinander. Es fügte sich so ungünstig, daß ich stets seine Urlaubszeiten in der Ferne verpaßte. Bei seinem vorletzten Heimatzaufenthalt traf ich ihn. Damals begann die Melancholie, die bei all seiner frohen Eleganz

schon immer mit ihm gespielt und in seinen Arbeiten sich ausgedrückt hatte, völlig Besitz von seinem Wesen zu ergreifen. Er litt unsäglich darunter, daß ihn der Krieg in seiner Entwicklung zurücksetzen ließ, während andere vorwärts stürmten. Er rang mit dem Neuen, Unerhörten, das gerade die ersten fökalen Regungen zeigte, als der Tod für ihn die blinkende Schere hob. Er ahnte Kämpfe, Konflikte zwischen dem neuen Lebensgefühl und jenen Meistern voraus, die er sich zu eigen gemacht, deren Freundschaft ihn beglückte und erschnitterte. Über dem allen aber war es die Trauer des Schönheitsstrunknen, der es immer sicherer fühlt, daß er nicht wiederkehren wird.

Wir sprachen nur von der Zukunft. Auch für mich blühten in dieser Nacht Hoffnungen, Wünsche wie Sternschnuppen am Himmel vorüber. Wir hatten das Fenster geöffnet, aßen Erdbeeren und sprachen von der Zukunft. Der Morgen kam — und wir sprachen noch immer davon. Ein klein wenig konnte ich ihm jetzt helfen, ihm vergelten, was er vor fünf Jahren an mir getan — und er bewahrte bis in seine letzten Briefe eine rührende und beschämende Erinnerung an dieses Wenige. — Am nächsten Vormittag trafen wir uns am Telephon. Gleichzeitig war jeder von uns an den Hörer gelaufen. Wir wollten vor der Abfahrt nochmals zusammen sein, erreichten es auch, doch fand sich nach und nach zwanzig Stück junges Volk dazu; und meine Furcht trieb mich hinaus, von ihnen fort.

*

Nicht von deinem Dichten will ich sprechen, mein toter Freund, sondern von deinem Leben. Dein Dichten stand im Anfang neuer Entwicklung, und so sicher ich dessen bin, daß du sie zu Ende gegangen wärest, so genau weiß ich auch, daß zunächst eine Zeit schwerster Probleme für dein südliches, den neuen Ideen abholdes Naturell angehoben hätte. Dein Leben aber war in seiner Weise bereits vollkommen, abgeschlossen und in sich selber ruhend. — Das wird nicht von der Außerlichkeit einer Katastrophe, auch der furchtbarsten, abgebrochen! Nicht im Sinn eines Okkultismus, nicht in dem eines verfeinerten Materialismus, welcher sagt, du lebstest in deinen Werken, wirst du ewig um uns sein, mein Freund! Leben im tiefsten Sinne ist unzerstörbar. Wie solltest du nicht leben, da du in uns lebst? Ist nicht dieses „In-uns“ die größere Realität, die wirklichere Wirklichkeit als die äußere, die Scheinwelt? O, daß wir

doch schon alle das Außen mit dem Innen vertauschen würden!

Schneesturm in Polen.

Nachts kam der Sturm und brauste an den Türen,
er trieb den Schnee und zerrte uns empor.
Und unser Schicksal lag mit wachen Augen
und rang die Hände, bis der Morgen kam.

Nun liegt das Land in uferloser Weite
ganz ohne Makel wie ein weißes Blatt,
darauf noch nichts von Kampf geschrieben steht.
von Leidenschaft, von Freundschaft und von Liebe
und von der schmerzreichen Qual des Glücks. —
Wie eine Woge, die von Meisters Hand
in weißem Marmor kühl geglättet liegt.

Dann glauben wir, daß Ruhe kommen kann,
Gesetz und Alltag, Arbeit, Regelung,
in stiller Klarheit und von Unrast frei.
Ich will des Himmels weiße Kühle segnen,
Weil sie mir Frieden gibt — Den fand ich nicht.

Früh Früh

Sternennacht.

Kristallner Schnee liegt mondlichtübergossen
in blauem Schimmer leuchtend auf dem Dache.
Still ist's im kleinen Zimmer — ich nur wache
Nach Festestunden, die ich just genossen.

— Und bin allein! —

Wie doch die Sterne heute seltsam funkeln,
bezaubernd Herz und Sinn mit ihrem Schein.
Ich werde müde und ich schlummre ein.
Dein Bild strahlt auf — sonst scheint es rings
zu dunkeln.

— Wir sind zu zweien. —

Früh Früh

Einsamkeit.

Und lange starr ich meinen Schatten an — —
So ist mein Leben — wesenlos wie er.
Und einmal hatte es doch einen Sinn.
Mir ist's, als ob ich längst gestorben bin
und nur noch wandre, um zu fragen: Wer?
Und niemand ist, der mir erwidern kann.

Und niemand ist, der meinen Schatten kennt.
Ich bin so einsam, als ich glücklich einst;
und meine Schritte klingen in dem Wind
wie Seufzer, die schon längst gestorben sind
auf deinen Lippen. Seele, die du weinst,
weil niemand ist, der deinen Namen nennt.

Früh Früh

Hans Borschke

Von Hans Buch

Hans Borschke war erstaunlich talentvoll! Er konnte alles. Komponierte, malte, dichtete. Er schwankte, als er das trockene Brotstudium der Architektur verwarf, zwischen zwei Hauptneigungen: Musik und Malerei; und um aus dem Schwanken herauszukommen, entschloß er sich eines Tages zur Malerei.

Größten Ernst und zäheste Energie setzte er nun an die erwählte

Sache, übersprang auf der Karlsruher Akademie die Zeichenklassen und wurde innerhalb eines Jahres dort Meisterschüler. Durch fleißiges Studium steigerte er von da ab rasch sein Können, nie zufrieden mit sich in der Erkenntnis der Hemmungen, die in seiner Vielseitigkeit lagen. Die Spezialisierung, daß er gerade „Maler“ und nur „Maler“

wurde, genügte

ihm nicht. Sein Herzensgrund war Lust, Liebe und Begeisterung fürs Leben, aus dem Drängen der suchenden Seele. Er wollte im Kreise von Künstlern selbst als Künstler leben, da er erfahren hatte, wie er aus solchem Milieu die Fähigkeit

zur Produktion gewann, die mit spielerischer Leichtigkeit Blüten trieb. Da unterhielt und begeisterte er die Schar der Zechgenossen mit der Laute in der Hand singend und jubelnd. Aus seinen munteren Einfällen teilte sich das Pochen seines jungen, ungewöhnlich lebendigen Herzens

erfrischend mit. Die Mädchen hatten ihn gern.

Mir klingt er in der Erinnerung wie ein Kristallpokal, der alle Erscheinungen vielfältig reflektiert und bunt gestaltet; und er hatte wunderbar auch die Sprödigkeit, die dem Vergleich paßt. In seiner Kunst zeigte er sich bald deutlich: die klare, kantige Zeichnung trug Farbe, schillernd wie buntes Kristall.

Es kam der Krieg, und Hans

Borschke fiel in einem der ersten Gefechte im Osten beim Sturmangriff durch

Bauchschuß. — Er mußte ja fallen: begeistert wie er immer war, durch und durch deutsch im Herzen, sich selbst vergessend und willens der Beste zu sein — so sprang der Lebendige unbedenklich in den Tod.



Hans Beppo Borschke

Dir kann ich damit nur sagen, daß ich so durchaus Dein bin und bleibe, daß die Hingabe an das größere Vaterland daraus selbstverständlich folgt. Und nun bitte ich Dich, sei ruhig und mutig, ich fühle Dich mit mir und zugleich bei unserm Kleinchen.

Waltther Heymann (aus einem Feldpostbrief)



Hans Borschke

„Eisfischer“

Gemälde

Alfred Lichtenstein

Von Wilhelm Volze

Wen die Götter lieben, der stirbt jung.

Schon sechseinhalb Jahre sind verflossen, seit Alfred Lichtenstein ein jähes, gewaltsames Ende fand. Die revolutionäre Entwicklung der letzten Jahre kann es fast so scheinen lassen, als ob dieser Dichter, der doch auch heute noch unsern Jungen und Jüngsten zuzurechnen sein würde, bereits einer literarischen Generation angehörte, die durch ein ganzes Zeitalter von uns Heutigen getrennt ist. In der Tat ist Alfred Lichtenstein ein typischer Vertreter des Voraugust, und insofern könnte eine geschichtliche Notwendigkeit darin erblickt werden, daß die im Hochsommer 1914 einsetzende Weltrevolution ihn als eins ihrer ersten Opfer hinweggerafft hat. Gleich im zweiten Monat des grausamsten und blutigsten aller Kriege, in demselben Herbst, der auch Ludwig Frank und Hermann Löns aus unsrer Mitte gerissen hat, verschlang ihn der gefräßige Schlachtentod in der Champagne. Er leitete den großen Zug zukunftsreicher Träger einer neuen geistigen und künstlerischen Kultur in Deutschland ein, die, wie Walzer Heymann, Georg Trakl, Hugo Zuckermann, Ernst Stadler, Gustav Sack und zahllose andere, den neuen Tag ver-

künden, aber nicht mehr selbst erleben durften. Aber zwischen ihm und dem letzten Kriegsoffer, Gerrit Engelke, liegt bereits die Wellenwende, die vom 4. August 1914 zum 9. November 1918 geführt hat. Freilich ist Alfred Lichtenstein nicht nur eine der eigenartigsten, interessantesten und charakteristischsten Erscheinungen der literarischen Entwicklung unmittelbar vor Kriegsausbruch gewesen, sondern in seinem an Umfang leider nur geringen dichterischen Nachlasse sind Keime verborgen, die ihrem Träger bei unge störter Ausreifung eine führende Stellung im literarischen Leben unsrer Zeit zugewiesen haben würden. Jedenfalls ist seine Originalität, seine Einstellung auf die Welt der Erscheinungen und Empfindungen, der Reichtum seiner Phantasie und seine schöpferische Kraft auch schon aus seinem vorliegenden Werke deutlich erkennbar.

„Wer ist eigentlich Alfred Lichtenstein gewesen? werden vielleicht manche Leser fragen. Vom äußeren Lebensgange dieses bereits fünf- und zwanzigjährig gefallenen Dichters ist nicht viel zu erzählen. Geboren am 23. August 1889 in Berlin, hat er dort nach dem Besuch des Luisenstädtischen Gymnasiums die Rechtswissen-

Wesen des Expressionismus am reinsten zur Geltung. Manchmal, wie in dem bezeichnenderweise einem Clown zugeeigneten Gedichte „Die Welt“, dienen die angedeuteten äußeren Vorgänge nur als Hintergrund eines aufwühlenden seelischen Erlebens. Hin und wieder finden sich in Lichtensteins Ausdrucksweise Wiederholungen, und einzelne Bilder, wie: „Ein Kutscher sieht besorgt auf einen Gaul, der, aufgerissen, in der Gosse weint“, oder: „Das Meer stürzt um“, oder: „In San Franzisko ist der Mond geplatzt“, opfern die Anschaulichkeit zugunsten einer gesuchten Originalität. Überall aber klingt der tragische, unpathetisch-kühle Unterton durch, der den hervorstechendsten Grundzug von Lichtensteins Weltgefühl bildet. Das hat seinen Ursprung in einer Art Heine'schen Judentums, das durch Neuberliner Kultur seine besondere Note erhält.

Die Groteske, die Verkehrung aller naturgewohnten Begriffe und Empfindungen, die ausschweifende, raffinierte Phantastik und der weltlichmerzlerische Zynismus und Nihilismus kommen besonders eindringlich zum Ausdruck im nachfolgenden

Capriccio.

So will ich sterben:
Dunkel ist es. Und es hat geregnet.
Doch du sprüht nicht mehr den Druck der Wolken,
die da hinten noch den Himmel hüllen
in sanften Sammet.
Alle Straßen fließen, schwarze Spiegel,
an den Häuserhaufen, wo Laternen,
Perlenschnüre, leuchtend hängen.
Und hoch oben fliegen tausend Sterne,
silberne Insekten, um den Mond —
Ich bin inmitten. Irgendwo. Und blicke
versunken und sehr ernsthaft, etwas blöde,
doch ziemlich überlegen auf die raffinierten,
himmelblauen Beine einer Dame,
während mich ein Auto so zerschneidet,
daß mein Kopf wie eine rote Marmel
ihr zu Füßen rollt...

Sie ist erstaunt. Und schimpft dezent. Und stößt
ihn
hochmütig mit dem zierlich hohen Absatz
ihres Schuhchens
in den Rinnstein —

Man beachte neben der ungemein anschaulichen, bei aller trockenen Sachlichkeit überaus lebhaften, stimmungsvollen Schilderung die genießerhafte Laune, die mit dem jähen Tode zu Füßen einer die Sinne reizenden Dame spielt,

die unbefangene Selbstironie und die blasphemisch nachlässige Erregungslosigkeit, mit der hier ein im Grunde graufiger Vorgang gestaltet ist.

Dabei eignet den meisten Lichtensteinschen Gedichten auch eine hohe sprachliche und versunkünstlerische Kultur. Diese formalen Momente kommen übrigens auch in seinen Prosaschriften zur Geltung, in denen wir Schilderungen finden, wie: „Die Häusermassen glichen großen, abenteuerlichen Schiffen, die vor Anker liegen oder hinausgleiten in ein fernes winkendes Meer“, oder: „Später Abend kroch wie eine Spinne über die Stadt“. Die Erzählungen sind, wenn auch gröber und darum nicht von der gleichen überraschenden Eindrucksstärke, von demselben leisen Gange zur Perverstität des Humors wie das oben mitgeteilte „Capriccio“ erfüllt. Sie sind ganz subjektiv, freilich nicht so originell und dadurch weniger — im besten Sinne des Wortes — effektiv als die Gedichte. Ihr Hauptanliegen ist die — stellenweise geradezu tagebuchartige — Darstellung des verlotterten, innerlich angegriffenen Literatenlebens in den Kaffeehäusern und Junggesellenbuden des Berliner Westens. Ich kenne keine bei aller Knappheit erschöpfendere Charakterisierung dieses eigenartigen Kapitels aus der Kulturgeschichte des Voraugust als Lichtensteins köstliche Geschichte „Café Klößchen“. Bewunderswert ist die Aufrichtigkeit und Schamhaftigkeit, mit der der Dichter körperliche Gebrechen und sogar die seelische Qual der Homosexualität schildert. Ein erschütternder tragischer Grundzug liegt über allen diesen Geschichten. Hier fühlt man am deutlichsten, was uns Lichtenstein durch seinen vorzeitigen Tod schuldig bleiben mußte: den grotesken, dabei von starkem ethischem Pathos getragenen Roman der modernen Großstadtböhemie.

Daß dieser Meister der Groteske ursprünglich ein Gemüt von fast novalistischer Weichheit und Empfindsamkeit hat, zeigt sich an einigen seiner Gedichte, in denen eine reine, zarte Lyrik zum Durchbruch kommt. Dann stellt er beispielsweise Landschaftsbilder von einer wundervoll ergreifenden Innigkeit vor uns hin, wie im nachfolgenden

Spaziergang.

Der Abend kommt mit Mondschein und seidner
Dunkelheit.
Die Wege werden müde. Die enge Welt wird
weiß.

Opiumwinde gehen feldein und felddinaus.
Ich breite meine Augen wie Silberflügel aus.

Mir ist, als ob mein Körper die ganze Erde wär'.
Die Stadt glimmt auf: Die tausend Laternen
wehn umher.

Schon zündet auch der Himmel fromm an sein
Kerzenlicht.
... Groß über alles wandert mein Menschen-
angesicht —

Voll ergreifender tragischer Herbheit und
Wehmut ist das kleine Gedicht

Der Sohn.

Mutter, halte mich nicht,
Mutter, dein Streicheln tut weh,
sieh durch mein Gesicht,
wie ich glüh' und vergeh'!

Gib den letzten Kuß! Laß mich frei!
Schick mir Gebete nach!
Daß ich dein Leben zerbrach,
Mutter, verzeih'!

Die männlich feste, nüchtern kritische Natur
des Dichters spricht sich in seinen spärlichen Sol-
datenliedern und Kriegsgegedichten aus. Vom
nationalistischen Rausche der Augusttage von
1914 findet sich bei ihm keine Spur, aber um so
echter, packender und wichtiger wirkt die Knapp-

heit und scheue, beherrschte Verbaltheit seiner
Ausdrucksweise. Auch dafür sei hier noch eine
kurze Probe wiedergegeben.

Die Schlacht bei Saarburg.

Die Erde verschimmelt im Nebel.
Der Abend drückt wie Blei.
Rings reißt elektrisches Krachen,
und wimmernd bricht alles entzwei.

Wie schlechte Lumpen qualmen
die Dörfer am Horizont.
Ich liege gottverlassen
in der knatternden Schützenfront.

Viel kupferne feindliche Vögelein
surren um Herz und Hirn.
Ich stemme mich steil in das Graue
und biete dem Morden die Stirn.

Eine ganz eigene, verheißungsvolle Dichter-
erscheinung, die unserer Literatur bei reiferer,
univerfellerer Entwicklung noch manche wertvolle
Bereicherung hätte schenken können, ist in Alfred
Lichtenstein allzu früh ausgelöscht worden, und
die deutsche Kunst hat in ihm einen schmerzlichen,
unerfesslichen Verlust zu beklagen, dessen Größe
kaum abzuschätzen sein dürfte.

Das Pechsteinbuch von Walther Heymann*)

Verlag Fritz Gurlitt, Berlin

Vielleicht ist dieses Buch
ein Verzweiflungsbuch. Das
Aufbäumen eines übermächtigen
Willens, um das, was
er dichterisch nicht bewäl-
tigen konnte, durch das
Medium eines neben ihm
schaffenden Malers zu offen-
baren. Weicher und lyrischer
hatte vor 124 Jahren
Wackenroder seine „Her-
zensergießungen eines
kunstliebenden Kloster-
bruders“ geschrieben, die
ein Jahr vor seinem Tode
ein Auftakt der Romantik
waren. Heymann fiel 1915
bei Solissons, sein schon vor
dem Kriege geschriebenes
Buch erschien 1916 und be-
hauptet wie jener roman-
tische Anfang eine gleiche
Geltung für unsere Zeit.



Walther Heymann

Letzte Aufnahme vor dem Kriege

Ein Verwandtschaftsgefühl
überbrückt beide Epochen,
beide Dichter, die mit einer
überschwingenden Sprache
beginnen. Glühend und mit
einer nur subjektiven, aber
immer liebenswerten Un-
bedingtheit treten sie hervor.
Sie perfecten ihre Erkennt-
nis mit ihrem Herzblut, sie
haben auch das tragische
Zurücksehen des im höch-
sten Sinne enthusiastischen
Menschen.

So will Walther Hey-
mann keine Biographie
geben, keine künstlerische
Arbeit kühl und sachlich ana-

*) In seine Dichtungen führte uns
Willibald Mankowski im Weichsel-
best (1. Jahrgang, Heft 7) ein. Wir
mußten daher aus Raumangel auf
ausführlichere Behandlung unseres
bedeutenden Dichters diesmal ver-
zichten. Schriftl.

lysieren, keine kaltherrige Theorie über neue Formprobleme vorlegen. Er will dahin durchschlagen, wo das mißschwingende Blut atmet, er schreibt einen Hymnus auf einen, ihm, dem Dichter, im Innersten verwandten Maler, der das mit Linie und Farbe unentwegt schuf, was er bisher mit Wort und Satz nicht errungen hatte.

Mit den Augenerlebnissen, mit dem erkenntnisvollen Zuschauen bei der Arbeit der vorhergehenden Generation, den Impressionisten, beginnt das Buch. Er sieht, wie ein gelöstes technisches Problem noch nicht Zufriedenheit bringen kann. Ein impressionistischer Maler hat sich an die Eisenbahnen verschwendet. Er hat sich zum Monomanen gemacht, er hat bei wechselndem Wetter, bei Sonne und Nebel, in jed möglicher Bewegung gemalt. Aber er hat sich nicht verschwendet wie van Gogh, er hat nicht das eigenartige Temperament der Farben gluten lassen, er ist nicht vorgestoßen in das tiefere Symbol lebendiger Wirklichkeit. Und die Eisenbahn? — Wo ist dieser kochende Sud, dieser Ausbruch von Temperament geblieben? Sein Bild zeigt in allem Reichtum doch nur, was man sehen kann, nicht was er fühlte!

Auf der Kurischen Nehrung findet sich dann Heymann mit dem Maler Max Pechstein, der sich mit rücksichtsloser Stoßkraft an die künstlerische Überwindung der Nehrung macht, und erkennt in ihm den Prototyp im Gebrauch seiner neu gebildeten künstlerischen Prinzipien. Der Dichter fühlt sofort die brutale Primitivität eines selbstbewußten Malerschaftens, er muß notwendig gegen eine überlieferte Ästhetik ankämpfen. Aber er erringt sich Stück für Stück die Anerkennung vor sich selbst, er analysiert Pechsteins Bilder mit unzünftiger Einfühlung und stolz schließlich faßt er diese seine Erkenntnis: „Stil ist die künstlerische Wahrheit eines Werkes, nicht seine Abgeschlossenheit.“

Der Wechselbeziehung zwischen Nehrung und Maler gilt der schönste Teil des Buches. Zwei

dramatische Spannungen stehen im Vordergrund: die Schilderung der stets farbwechselnden, urhaften, eigenkraftgeflättigten, starren und aufzehrenden Landschaft mit ihrem gefährlich lauernden Wasser und der unentrinnbare Kampf des Malers mit dieser Welt. Hier tritt auch der Dichter auf, der das Fischerleben, die Dünen, den Sand, die seelische Unentrinnbarkeit aus der schicksalhaften Tiefe in die Wirklichkeit des Wortes hebt. Zugleich ist er schauernd Gefährte beim Kampfe des Malers. Für ihn ist Pechstein eine Erfüllung, der nicht wie B i s c h o f f - C u l m als ein Besenker, sondern als Sieger fort-

gegangen ist. Nebenbei denkt er an Hobler, der vielleicht den Rhythmus eingefangen hätte. Pechstein aber malt die dunkle Innerlichkeit, vermeidet unbedingt die Darstellung einer historisch-zufälligen Volkseigenförmlichkeit.

Für ihn sind die Farben das große Mittel. Er malt das Rettungshaus „zwischen tiefschwarzblauem Himmel, unter dem noch die hellen Dunstfetzen flattern, und einem menschenhaft-rosafleischigem Sande, den die Gräser überwehen: rot wie Stein, rot wie ein Herz, rot wie tödliche Wunden — und das Herausbringen des Rettungsbootes die Wehr und Hilfe“. Jeder

Typenbildung geht er aus

dem Wege. So kommt nicht das Boot, nicht die Männer im Boot, der gegenseitige Kontrast kommt auf die Leinwand. Das große Geheimnis enthüllt sich im Miteinander von Mensch und Landschaft und aus diesem Gegeneinander entschält sich der Charakter der Nehrung.

Das Buch beschließt mit dem Zeitpunkt, als Pechstein 1913 in die Südssee ging, um auf den Palauinseln zu arbeiten. Der Dichter aber erlebte sein Buch nicht mehr. Als Soldat ging er in das große Dunkel und ließ seinen eigenen Lebenssinn in diesem posthumen Werk: „Am Ende kann nur der Diener und Führer des Geistes werden, der das entsetzliche Gefühl, selbst Materie zu sein, bis zur Verzweiflung erfahren hat.“

Otto Brattskoven



Walter Heymann als Knabe

Die Gefallenen der Königsberger Kunstakademie

Von K. Pastenaci

In der Königsberger Kunstakademie meldet eine schlichte Gedenktafel aus grauem Muschelkalk, nur geschmückt durch ein Flachrelief: — Eine trauernde Frau zwischen Grabkreuzen — die Namen von zwanzig für ihr Vaterland gefallenen Künstlern, darunter sind zwei große aus dem Reiche der Kunst: Ernst Bischoff-Culm und Waldemar Rösler. Die übrigen waren noch unbekannt, werdende, die zum großen Teil noch der Akademie angehörten, als ihr Vaterland sie zu den Waffen rief. Das Heldenlied ihres Kampfes, ihres Leidens und Sterbens widerlegt die so oft vertretene Ansicht, daß Künstler untauglich seien zu Schlacht und Krieg.

Die Königsberger Kunstakademie hat die wenigen Arbeiten ihrer gefallenen Schüler, die sie noch aufstreifen konnte, in treuem Gedenken aufbewahrt. Leider läßt sich aus den erhaltenen Zeichnungen oder Gemälden kein günstiger Schluß auf die für uns geopferte künstlerische Kraft und Eigenart der Einzelnen ziehen, standen sie doch als Schüler noch viel zu sehr unter dem Einfluß ihrer Lehrer. Der Zahl und auch dem Wert nach am stärksten sind Arbeiten von Oswald Bocke erhalten. Der Künstler ist am 1. April 1890 geboren, hat von 1908 bis zum Kriegsausbruch die Akademie besucht und ist am 14. September 1914 in einem Nachgefecht bei Łowicz durch einen Brustschuß schwer verwundet worden. Er starb am 16. Dezember im Feldlazarett in Kersnopa. Ein Ölgemälde „Bachmündung“, großflächig gemalt, in freundlicher Sommerjonnensstimmung, bleibt eine gute Schülerarbeit. Freier und selbstsicherer gibt er sich in seinem Selbstbildnis, das ihn durch eine unsichtbare Lichtquelle stark beleuchtet, vor der Staffelei zeigt. Die Lithographie ist gleichzeitig eine gute Lichtstudie. Bei der Radierung „Zigeunerin“ ist ihm der „glubſche“ Ausdruck des Gesichtsausdrucks gelungen. Eine zweite Lithographie und eine Bleistiftzeichnung sind von geringer Bedeutung.

An zweiter Stelle wäre Reinhard Heinrich zu nennen. Am 27. Juni 1891 geboren, besuchte er von 1910 bis Kriegsausbruch die Akademie. Am 23. Februar 1915 ist er nachmittags 4 Uhr beim Sturmangriff auf ein Waldstück bei Łosiewo bei Kolno von mehreren Schüssen getroffen worden und nach kurzer Zeit verschieden. Als es den Deutschen beim zweiten Angriff gelang, das Waldstück zu nehmen, fanden sie dicht am russischen Schützengraben seine Leiche. Der Künstler hat eine feinbarbige Pastellstudie hinterlassen, eine Landschaft auf

helles Grün abgestimmt, stark bewegt und voller Leben. Eine reife Arbeit, die vielleicht ein wenig unter dem Einfluß von Professor Dettmann steht. Die Aquarellstudie eines Wirtschaftshofes zeigt ebenfalls Sinn für Farben. Sie ist handgreiflich beeinflusst von Professor R. Pfeiffer. In der Radierung eines Aktes hat den Künstler vornehmlich das Licht interessiert. Eine romantisch-fantastische Stimmung beherrscht eine Radierung, die wie eine Illustration zu einem Märchen anmutet. Das Blatt ist von einem selbstamen stark bewegten Rhythmus getragen und beweist Sinn für Harmonie der Linien und Flächen.

Fritz von Knoblauch, am 6. Juni 1889 geboren, wurde in der Nacht vom 16. zum 17. Juni 1915 bei Kusany in Rußland, wo er mit seiner Kompanie einen Bahndamm zu halten hatte, durch ein aufschlagendes Schrapnell an der ganzen rechten Körperseite schwer verletzt. Er starb am 25. Juni im Garnisonlazarett in Tilsit in den Armen seiner Angehörigen. Ein Ölgemälde — ein Bach, der über große Steine fließt — ist neben zwei großflächigen Zeichnungen — Studienköpfe — der einzige Zeuge seiner Begabung. Dem Künstler ist es gelungen, das Schäumen des Wassers in seiner Arbeit gut zum Ausdruck zu bringen.

Ein besonders tragisches Schicksal haben Max Baur und Paul Kornblum gehabt. Max Baur, geboren am 24. August 1882, der zu Beginn des Krieges als Landsturmmann eingezogen wurde, war ein so begeisterter Soldat, daß es ihm gelang, nach Jahresfrist Offizier zu werden. Als solcher fiel er bei seinem ersten Gefecht, einem Sturmangriff dieses Schaulen. Die Akademie besitzt nur ein Aquarell von ihm.

Paul Kornblum, am 17. März 1879 geboren, war zunächst als Armierungsarbeiter im Westen. Erst im August 1918 wurde er an die Front gezogen. Schon nach vier tägigem Frontdienst ist er auf dem großen Rückzuge gefallen. Seine Leiche ist nicht gefunden worden. Drei Lithographien zeigen sein Können. Die Studie eines alten Mannes, eine einsame Strandlandschaft und — als bestes — die Kirche von Juditten bei Königsberg.

Von Gustav Rosenberger, geboren am 10. Januar 1889, der in einem Nachgefecht bei Alexandrowo am 26. Oktober 1914 sein Leben dem Vaterland zum Opfer brachte, sind zwei Radierungen, darunter eine fast expressionistisch anmutende sehr kräftig gegebene Kopfstudie, und ein Ölgemälde erhalten. Das Ölgemälde, eine recht schwache Schülerarbeit, zeigt

das frühere Gebäude der Akademie, geschmückt mit dem bekannten Triptychon Ludwig Deffmanns, das zur Jahrhundertfeier der Wiederkehr der Befreiung Ostpreußens und Preußens von den Scharen der Franzosen gemalt worden war.

Hans Mekelburger, am 17. September 1884 geboren, ist am 15. März 1915 beim Sturm auf Traşnyec tödlich verwundet worden. Die Studie „Kopf eines alten Mannes“ spricht als einziges Kunstwerk von seinem Schaffen. Von den nun folgenden gefallenen Künstlern besitzt die Akademie keine Arbeiten.

Ernst Altmann, geboren am 31. Mai 1883, fiel am 30. Oktober durch Kopfschuß bei Roclincourt nördlich Arras.

Max Sonnenberg, am 1. Dezember 1884 geboren, geriet bei der Brussilow-Offensive am 31. August 1916, infolge Zurückweichens der Österreicher, mit seinem ganzen Bataillon nach heldenmütiger Verteidigung in Verlust. Trotz schwerer Verwundung durch Oberschenkel- und Schulterschuß hat er noch weiter gekämpft, bis ein Kolbenschlag und mehrere Bajonettstiche seinem Heldenerleben ein Ende setzten.

Fritz Wiedwald, am 18. Juli 1888 geboren, ist am 15. Mai 1917 bei Bonoroy durch Volltreffer an Kopf und Brust gefallen.

Johannes Zimmermann, geboren am 11. Juni 1887, fiel am 10. Juni 1916 bei einem Sturmangriff in der Nähe von Bogdanow.

Curt Conditt, geboren am 11. August 1888, brachte am 26. September 1915 in Barowzy bei Wileika seiner stark zusammen-geschossenen Kompanie mit einem Maschinengewehr in schwerstem Feuer Hilfe. Als er sich aufrichtete, um die Gesechtswirkung seines Maschinengewehrs zu beobachten, sank er lautlos hintenüber. Ein Kopfschuß hatte seinem Leben ein Ziel gesetzt.

Das Schicksal sowieler unserer Brüder, die spurlos verschollen sind, teilt Gustav Linde, geboren am 22. Juni 1890.

Erwin Scheffner, am 24. Mai 1891 geboren, war von 1916 ab bis zum Waffenstillstand an der Front. Durch die Kriegstrapazen geschwächt, starb er auf der Heimreise an der Grippe.

Bruno Tilgner, geboren am 18. Februar 1895, fand am 28. August 1918 durch Granatvolltreffer bei Monchy den Heldentod.

Walter Schoen fiel im November 1914 in den Kämpfen bei Gostynin.

Aljosius Schlesiger, geboren am 7. August 1888, ist bei der Befreiung seiner Heimat von den russischen Horden am 3. August 1914 in der Schlacht bei Tannenberg gefallen.

Walter Menken, geboren am 30. Juli 1891, erhielt den tödlichen Kopfschuß am 13. September 1915 bei einem Sturmangriff bei Mosty am Njemen.

Die Geister der Gefallenen

An ungezählten Stätten
tanzt und tollt, nicht fühlend die furchtbaren Ketten
der eisernen Zeit,
der menschliche Leichtsinn in flitterbehangenem Kleid ...
sitzen Menschen, — während andere, nah dem Verhungern,
bettelnd an den Straßenecken lungern —,
vor vollen Tischen, in schwülen Nischen versteckt ...
lassend, in geiler Umarmung, trunken
von wilden Küssen und schäumendem Sekt ...
Und andere sind in seidenen Kisseln versunken,
aus denen der lüsterne Leib der Lust sich reckt ...

Vor den Fenstern aber gehn, unsichtbar und stumm,
die Geister der Millionen Gefallener um ...
stoßen sich an und raunen mit furchtbaren Stimmen sich zu:
„Dafür .. starb ich, Kamerad, .. dafür starbst .. Du“ — — —
Und angesprungen von Ekel, im tiefsten Sein
erschaukelt und zerrissen,
fliehen sie, wie vor den Bissen
giftiger Schlangen, atemlos in die schwarze Nacht hinein ...

Fritz Rudnig, Königsberg

Rundschau

Kriegergrabmal und Kriegerdenkmal.

Von Carl Lange

Die Anteilnahme unserer Künstler an der Gestaltung der durch den Krieg gestellten Aufgaben war groß. Wir erinnern an die zahlreichen Versuche künstlerisch würdiger Ausgestaltung von Kriegergräbern. Auch eine Reihe von Gedenktafeln, Gedenkblätter graphischer Art, und Gedenkbücher mit künstlerischer Ausstattung sind geschaffen. Es ist ferner an die Wirkung des Denkmals in landschaftlicher oder gärtnerischer Umgebung gedacht (Ehrenfriedhöfe, Gedächtnishaine, Grabhügel mit Baumgruppen, Gedenksteine in der Natur usw.). Schriften, Feste und Bänder darüber sind u. a. von der Heeresverwaltung, von der staatlichen Beratungsstelle für Kriegerehrung, vom Völkerverbund (s. Buchbespr.), vom Werkbund, vom Freien Bund Mannheim, von den verschiedenen Vereinen des Heimatpfleges *), bei denen auch meist die Denkmalpflege einbegriffen ist, und von führenden Kunstzeitschriften herausgegeben.

Nicht vergessen sei der Gedanke eines Nationaldenkmals, die architektonische Lösung des Denkmalproblems, wobei auch an eine Gedenkhalle gedacht ist. Diese Frage hat für uns eine erhöhte Bedeutung. Hier reichen wir Deutschen uns ohne Rücksicht auf die Parteien die Hände. An den Gräbern und Denkmälern der Gefallenen müssen wir uns wieder zusammenfinden, das Trennende verbannen, das Einigende suchen.

Zufällig las ich in der Deutschen Wochenzeitung für die Niederlande — die Deutschen im Auslande sehen viel klarer, was uns nottut! — einen Vorschlag, den ich an dieser Stelle weitergeben möchte:

„Hier Orte gibt's im heiligen Lande: Kopenhäuser, Hermannsdenkmal, Porta und Niederwald. Orte, die das ganze Volk kennt, die die Welt kennt. Dort wurden Tausende zu Enthusiasten, dort vereinigten sich Millionen zu Freundschaft, zur Einheit des Willens, dort brauchten unsere schönsten Lieder den Himmel!...

Wir kennen noch einen nationalen Ort, eine himmelan ragende Spitze im deutschen Land, die würdig wäre, gekrönt zu werden mit einem Finger Gottes, um uns allen, dem Ganzen, drohend zu winken, wenn der Mut uns entsinken will.

Ein Denkmal! hochaufragend, auf der Spitze des Brokens! Ein Denkmal, zu dem alle, die noch nicht ihr Lokal-Denkmal haben, beisteuern, das, was sie sammeln; ein Denkmal so groß, so würdig, so gewaltig, daß der Feind erschrickt ob dieser aus Tausenden, aus Millionen zusammengefügten Einheiten.

Ein Denkmal zur Ehrung der Toten; ein Denkmal als Wahrzeichen des Gehorsams, als ein Gelübde für heute und für immerdar!

Möge jeder seine eigenen kleinen Wünsche fahren lassen! Möge ein Ruf wie Sturmwind über die deutschen Lande gehen und mögen alle sich vereinigen in dem Gedanken eines einzigen, sichtbaren Zeichens unseres Willens und unseres Hoffens.

Ein Denkmal, das in sich schließt die Gedanken und das Gedenken all derer, die einen teuren Toten betrauern, die eine Hoffnung begraben und die fest glauben an die helle Zukunft unseres Volkes.“

Auch die Anregung der deutschen Künstlerblätter „Wachfeuer“, die wir schon empfohlen haben, in einem offenen Brief an den Reichspräsidenten sei im Auszug wiedergegeben:

... Ein Mittel von verbender Kraft nach innen und von mächtiger Wirkung nach außen würde die Einsehung eines Nationaltrauertages sein. Ein solcher Tag würde dem deutschen Volke das Bewußtsein seiner Schicksalsgemeinschaft dauernd erhalten, er würde den vom Reiche losgerissenen Volksgenossen Trost im Leid, Kraft zum Ausharren und Hoffnung auf Wiedervereinigung spenden und alle Kräfte der Nation zum Wiederaufbau des zerschlagenen Vaterlandes und zur Herbeiführung eines wahren, ehrlichen Friedens sammeln....

Als ein nicht weniger wirksames Mittel, im deutschen Volke den Geist gerechter Abwehr wachzuhalten, erscheint uns das Sinnbild. Man stelle die Kunst in edelster Art in den Werbedienst für Deutschland. Welche weckende, mahnende, anspornende Kraft würde von einer deutschen Trauer - Postmarke ausgehen, die täglich und allerorten den Blick von Tausenden und Abertausenden auf sich lenkte!....

Die Reichsregierung möge ein Ausschreiben ergehen lassen für ein nationales Tonwerk: Das Lied der deutschen Trauer, eine Tonhörsung, die bei allen öffentlichen Feierlichkeiten und bei allen Gelegenheiten, wo Deutsche festlich sich vereinen, gespielt werden müßte, damit der Deutsche immer wieder schmerzlich an alles das erinnert werde, was er durch feindlichen Raub und Rechtsbruch an Gut und Blut verloren hat....

Fritz Raffow

Von Ewald Silvester

Einen Schaffenden, der uns Höchstes zu geben versprach, traf am 21. Juli 1916 an der Sonne die tödliche Kugel. Fritz Raffow aus Bremen, der Dichter und Komponist, der im August 1914 als Kriegsfreiwilliger unter die Fahnen seines heimatlichen Hanseatenregiments getreten war, ist im fünfunddreißigsten Lebensjahre als Leut-

*) Gedenktafeln und andere Kriegerehrenmale, Grundstücke und Ratsschlüsse, 750 Mk. Deutscher Bund Heimatpfleger, Berlin NW. 7, Georgenstraße 44.

nant auf der Walfstalt geblieben. Mit Raffsoz ist ein Vollmenschen, wie ihn edelste Kunst als Jünger erfordert, von uns gegangen, ein schöpferischer Geist, der in seiner Eigenart, Vornehmheit und sprudelnden Kraft um höchste Ziele ringen mußte. Es sei hier nur an seine letzten Werke: „Die drei Gemälde des Pippa Tullian“, „Stella“ und „Spiegelstecher Gros“ erinnert. Im letzten Buche hatte er die Form seiner Novelle gefunden und gegeben. Wundervoll gesund ist alles bei ihm. Stark ist seine Lust, stark sein Leid. Verfall bildet seine Hand zum trotzen Kunstwerk, stürzende Größe zur versöhnenden Erlösung in der Kraft. Er enthüllt mit der Selbstverständlichkeit eines längst erlösten Sehers und verbirgt mit der Naivität des Kindes. So ist im letzten Grunde bei ihm alles Natur. — Über seiner Kunst lag nicht weniger als über seinem Menschentum der Zauber einer einzigartigen hinreißenden Lebensfreude, die aus der Geschlossenheit und Reinheit seines tiefsten Wesens floß — die ihn auch das höchste Opfer für sein geliebtes Vaterland bringen ließ.

Erinnerungen an Fritz Frech

Von Karl Herbert Kühn, Königsberg

Es gehört zu den schmerzlichsten Folgen dieses unglücklichen Krieges, daß wir mit tiefstem Anmut die Vergeltlichkeit vieler Opfer und die Unfruchtbarkeit der jungen, ungenährten Begeisterung erkennen. Hatten wir nicht geglaubt, wir würden den lohenden Bränden, die uns der August 1914 in die Hände drückte, immer aufs neue Opfermut und Eintocht in dem Volke entzünden können? Die Flammen sind erloschen, und unter den noch schwelenden Trümmern eines stolzen Baues, den wir Vaterland nannten, ziehen wir mit stillem Schmerz viele Kleinodien der Geopfertenen hervor, sie als Andenken jener mit in das Leben zu nehmen. Ob sie noch wirken, noch Wunder tun werden? Und Zweifel und Hoffnung wirteln ohne Wurf.

Doch jene gingen mit leuchtenden Blicken, in denen die Zuversicht, daß es Frieden gäbe, nicht müde unter Schmach und Entsagung verglomm. Sie winkten uns zu, an die Zukunft zu glauben, auch wenn sie beschwerlich wie auf Holzschuhen herankäme. Und diesen Glauben behielten wir.

* * *

In einer jungen, kunstbegeisterten Seele schwingen viele Glocken von Wollen und Vollbringen. Meist hinkt das zweite hinter dem ersten nach. Doch Fritz Frech hatte die glückliche Gabe bekommen, seinem feingeübten Empfinden, seinem zartzerpflückenden Blick die rechten Töne des Ausdrucks zu geben. Niemals mit schonungsloser Rauheit oder Übertreibung, stets mit dem angeborenen Feingefühl des Geschmacks nahm er seine Vorwürfe, die ihm sein eigenstes Erleben reich und buntgemischt zu Füßen legte, behutsam und liebevoll in seine Hände und formte rasch und lebhaft mit erfrischender Freude am Gelingen, was dann in

seinem feingekünsten, schlichten und sinnvollen Klang das Herz überraschend erfreute und belebte. Wer ihn aber nur als den heiteren Sänger der Erfüllung betrachtet, wird einem tiefen Juge seines Wesens nicht gerecht, der stets wie retardierend durch seine Beobachtung und Formgebung glitt. Ein noch im Spotte lebenswürdiger Zweifel legte oft genug dem Jubel Bremsen vor, ein in kleinen und unennbaren Enttäuschungen entquellender Unmut ließ es oft wie Novemberwind über seine Lebensfreude wehen. Aber diese wie die Stunden der besahenden Liebe lösten sich befreiend in Liedern auf. Der Dichter fühlte, daß er sich freisingen konnte, und dieses höchste Glück sich aussprechender Künstler gab seinen Augen das nie schwindende Leuchten, das scharf durchdringen, aber nie zerstören wollte, wenn es nicht sonnig lachte und scherzte. Die dramatische Begabung, die Fritz Frech wohl versuchte, war nicht die stärkste seiner Gaben. Ihm jauchzte und klagte, ihm sann und sang die Geige der Lyrik am quellsendsten und ausdrucksreichsten. Besonders in den Liedern des feinen Mitgefühls und menschlichen Verstehens, oft gemischt mit süß-schmerzlichem Humor, fand der junge Künstler schon die gelungensten Melodien. Ob eine reinkritische Veranlagung bei diesem ganz aufs Empfinden gestellten Dichter zu erwarten oder zu begrüßen gewesen wäre, bleibt eine ungelöste, doch auch unwesentliche Frage. Seine vielgenannte „Trine“-Besprechung*) beweist am schönsten seine überströmende Liebe zu Bang, sein Sichhineinleben in die Welt des Dichters und seines Werks; eine kühle, abwägende Kritik ist sie nicht. Doch neben der lyrischen darf die Prosaische des Novellisten nicht vergessen werden. Hier konnte der feine Beobachter, der anschmiegsame Seelenfinder, der frische, belebende Gestalter, dem das Ausmaß des Romanes zu atemberaubend erschien, die Fülle seiner schlichten und eleganten Mittel einsetzen, und hier auf der Linie der lebenswürdigen Satire müssen wir die Hauptentwicklungsrichtung Fritz Frechs annehmen. Er hätte bei starkem, innerem Anstoß einen guten Dichter der feingeistigen Komödie abgegeben. Doch mitten in seinem schwellenden Wuchs zerplüfferte ihn der erbarungslose Tod.

Der sonnige wie wehklingende Lyriker, der lebensvoll sich entfaltende Novellist, der humorvoll scherzende und nie ähend spötkelnde Freund der Freundschaft und der stimmungsprühende Gesellschafter besaß einen Talisman, der die schlanklinige Persönlichkeit vor Entgleisungen und toten Flächen im Leben und Gestalten behütete, ich meine nicht die in der Seele ruhende Lust am Schaffen, nicht die Liebe zum Leben, nicht die Freude an der Welt, ich meine seinen Witz, den nur ein scharfgeschliffener Geist so sicher und voll Takt besitzt, wie ihn Fritz Frech besaß. Nicht erst in Paris hat er ihn gefunden. Ihm war mitangeboren, was wir Sprühgeist nennen und was wir selten finden: der bewegliche, wählende Esprit.

*) In den Kriegsjahren in der „Königschen Zeitung“ veröffentlicht.

Man würdigte aber Friß Fred nicht ganz, vergaß man, seiner als des bezaubernden Gesellschafters im Herrenkreise wie in bunter Runde zu gedenken. Er war ein gepflegter Ästhet und liebte die Schönheit in Form und Bewegung, und riß ihn sein Sprühtausel hin, dann glühterte die Stimmung diamanten auf. Ein selten schöner Tänzer, war er nicht minder froh und brachte Freude, wenn er sich seine geliebte Laute umhing und in hinsprudelnder Lebendigkeit mit Charme und frecher Wankelstimme die köstlichsten Chansons hinschüttelte.

Im persönlichen Umgang gewann man rasch Fühlung und auch das Vertrauen, daß er's ehrlich meinte, wie er es sprach und sang und schrieb. Es kam ihm nicht auf Glitzer an, er suchte in der Freundschaft wie in der Liebe die gediegenen, tiefer liegenden Werte der Anhänglichkeit und Anteilnahme, der Teilungsfreude in Leid und Lust, der Anpassungsbereitschaft und belebenden Wechselwirkung. Er hielt die Treue, die er reiflos gab.

Zu den einsamen Menschen zählte er nicht. Ihm war die Freundschaft ein Lebensbedürfnis. Und das Leben haß't ihm an Freunden nicht fehlen lassen. Ich denke persönlich noch gerne zurück, wie wir uns säuberlich geschriebene und gebettete Gedichte gegenseitig widmeten, wie er mir mit innerster Beschäftigung sein erstes Drama vortrug, dem er den Titel „Brand“ gab, wie er in dem stimmungsvollen Logengarten seine Novelle „Albarbanell“ las, wie begeistert er den jungen Goethe in Guxhows „Königsleutnant“ sprach und mit welcher Sorgfalt und Unermüdlichkeit er geschäftig war, als wir das unvermeidliche Drama auf Prima gemeinsam zu bauen begannen. Der erste Akt und der halbe zweite konnten das Licht der Welt erblicken. Das ganze „Werk“ in das Rampenlicht zu stellen, wollte ein einsichtiges Geschick, das es gut mit uns meinte, nicht gestatten. Aber dafür hatten wir die einzigen damals in Königsberg erhältlichen dicken, grünen Löschblätter in unserem Manuskript. Ich glaube, es ist verschollen. Die Reifepfropfung trennte uns. Friß Fred ging nach Paris, und im Laufe des Krieges traf ich ihn nur noch einmal bei einer Aufführung des „Kaiser Lampe“ im Königsberger Schauspielhaus.

Der Tod hat gleichgültig sein Leben zerschlagen. Die Saiten sprangen. Sein Lied erklingt nicht mehr. Uns bleibt nur, trauern und das Gedächtnis pflegen. Es ist kein billiger Kult, den leicht überschätzende Freundschaft mit einem der Vielen treibt. Eine seltene, reiche und schöne Begabung als Mensch und als Dichter ist mit Friß Fred hinübergegangen. Sein Schaffen sprang leicht aus einer unerschöpflichen Quelle, entwickelte rasch seinen Glanz und leuchtete schon in vieler Herzen. Denn sein Lied war echt. Und wer in früher Jugend schon Herzen Freude bringt, hat ein dauerndes Anrecht auf deren Gedächtnis. Man hat es schön und würdig vor der Welt aufgerichtet. Und ihr, der weiten, nie erschöpflichen bläute des Gegangenen Herz und sein Lied entgegen.

*

Friß Fred, 14. Juli 1894 zu Königsberg i. Pr. geboren, besuchte in seiner Vaterstadt das Collegium Fridricianum, studierte ein Semester in Paris, kehrte bei Kriegsausbruch nach Deutschland zurück und trat sofort als Kriegsfreiwilliger beim Feld-Artillerie-Regiment 52 ein. Er ist ununterbrochen an der Front geblieben, bis ihn der Fliegertod am 4. September 1917 bei Lens von den Lebenden riß. — In Königsberg ehrte man das Gedächtnis des Gefallenen in einer schlichten, stimmungsvollen Feier an seinem Todestage im Jahre 1919. Carl Bulcke bereitete die Herausgabe eines Teiles des Nachlasses im Verlage S. Fischer vor.

Ernst Schubert

Von Hans Sturm

Die grauen Morgennebel sterben hoch im Schimmer des ersten Lichts. Vom Dorfe her kommen die Bauern, vor ihnen her stapfende Gähle an langen, schleppenden Seilen, kommen die Äcker entlang, heben den Pflug und wenden die dampfende Scholle, wandern wiegenden Schrittes hinein in den Nebel, wachsen daraus hervor und tauchen wieder darin unter.

Langsam hebt sich aus dem sterbenden Grau, noch schemenhaft, die Größburg, das Wahrzeichen der ererbten Vätererde Schuberts in irgend einem Winkel des Liegnitzer Ländchens. Aus Heimat Anregung und geschichtlicher Erinnerung erwuchs dem jungen Dichter der Plan, Friedrich den Großen in einen ihn bald herausstellenden, bald im Sinnbild, stets aber in neuem Betätigen zeigenden Rahmen zu fassen. Das gewaltige Heldenleben des großen Königs mit der Tragik seiner Jugend und den drei Kriegen, die ihn über die Mannsjahre hinweg vorzeitig zum Greise werden ließen, ist erst um die Mitte des vorigen Jahrhunderts, als die letzten Wogen der französischen Revolution verebten und die aus ihr geborenen napoleonischen Heerzüge in feste Geschichtigkeit zurückfielen, von bedeutenden Männern beschrieben und dem deutschen Volke in immer deutlicher werdenden Umrissen dargeboten worden. Schubert vertiefte sich mit Liebe und Geduld in diese Zeit des großwerdenden Preußens. Er scheute keine mühevollen Vorstudien, wie seine reichhaltige Bibliothek von Werken über die Zeit Friedrichs bezeugt, und so gelang es ihm denn auch, das Wesentliche, das Bleibende der Epoche im Spiegel gestaltender Kunst aufzusangen. Die Novellenreihe „Ruhm“ ist berufen, seinen Helden wirklich unter dem von ihm in Not und Mühe errungenen Lorbeer zu zeigen. Mit Kaste beginnt, mit Sansjouis endet das Buch, das in fünfzehn Begebenheiten Schaffen und Licht wirft und Widerschein und Widerhall weckt in der adeligen und bürgerlichen Welt. Nicht Geschehen in ihm, sondern nur das Geschehen um ihn wird erzählt, er steht nur wie das dunkelgewaltige, alles bedingende Schicksal im verhangenen Hintergrund, von dem seine Umwelt sich nur silhouettenhaft abhebt. Sichere, mit der Schärfe eines Menzel gearbeitete Bilder zeichnet der Dichter, der sich ganz in den Ruhm

und Heroismus der Friedrichswelt hineingelegt hatte. Eine Fülle von Gestalten ließ er entstehen: begeisterungstrunkene Jünglinge, kraftvolle und machtkühne Männer, Frauen, die jubeln, und Frauen, die ihr Haupt verhüllen, wenn des großen Königs Name fällt. Daneben liebe, launische Grotesken, die widerspruchreiche Geschichte „Der preußische Major“, das spukumraunte Gespräch der Markgräfin von Bayreuth mit ihrem Leibarzt, der eigentlich der Tod ist, die Windspielgeschichte, wo hinter der unscheinbaren Kreatur das blutige Fanal der Zeit auflodert, die Gestalt des reckenhaften Pfarrers Deuckert oder die Episode des ermordeten Pagen, gehen einem lange, lange nach. Und die ganz reise, tief ergreifende und scharf herausgemeißelte Erzählung vom Mitterschmerz und Sterben einer Kindheit, „Niobe“, vergißt man nimmer. Weil wir nicht dem König, sondern nur dem Wirken seiner Person im Größten und Kleinsten begnügen, sein Leben nur in fremden Geschichten aufgezeigt wird, erfassen wir die ganze wuchsende Macht seiner Persönlichkeit, trifft er erschreckender, überwältigender, aber auch ungleich tatstärker als aus schweren Gesichtswerken aus dem Rahmen des bescheidenen Buches heraus. Dies Buch darf und wird seinen Platz behaupten neben Walter von Molos kraft- und gehaltstiefem „Friedericus“.

Eingetaucht in die gleiche Atmosphäre heroischen Geistes sind die beiden von Peter Hamecher aus dem Nachlaß herausgegebenen und würdig eingeleiteten Erzählungen: „Der letzte Gladiator“ und „Der Sturmwind Gottes“ in einem Bande unter dem letztgenannten Titel. In der ersten Erzählung gestaltet er den verzweifelnden Ansturm der untergehenden Antike wider die Kräfte der Zerstörung, die, getragen von dem christlichen Gedanken, mächtig erempowachsen aus dem Unterbau der Gesellschaft. In leuchtenden Farben malt Schubert den letzten Traum der alten Welt, die sinkende Cäsarenmacht im Aufglänzen toterfallener Größe. „Der Sturmwind Gottes“ ist eine aus dem heißen Atem der Zeit geborene Erzählung, die das Schicksal einer der völligen Verwüstung anheimfallenden schlesischen Landschaft schildert. Diese Episode, in unsere Zeit hinüberastend, baut den Gegensatz auf zwischen erdkriechendem Krämergeist und sich in selbstloser Verschwendung beinahe verlierendem Heldentum und wirkt mit dem Hintergrund der Wirren jener furchtbaren Zeit wie eine dunkelstöhnende Ballade aus dem Dreißigjährigen Kriege.

Schubert ist der Dichter des Heldentums, und diese Bezeichnung abelte sein Heldentod. Er fiel in den Vorweihnachtsagen des Jahres 1915 im Westen. Sein Tod war seines Lebens tieferer Sinn, wie er einmal an seinen Freund Kurt Münzer schrieb: „Viele müssen leiden und sterben, um ihre Mitmenschen zu erlösen durch ihren Tod.“

Der Tod bedeutete für Schubert kein Ende, nur Zwischenstufe, nur Übergang. Er kannte ihn, war ihm oft genug begegnet bei seiner Arbeit und draußen im Kampf. Seine Arbeit war sein Leben, und seine suchenden Hände tasteten sich

durch die bald graue, bald glänzende Oberfläche, um nach den tieferen Realitäten der Erde, nach des Seins letztem Sinn zu greifen.

Ein durch die Geschichte in das Heute hinüber-schreitender Sucher und Streiter, der heiß an seiner Einsolte hing, das war Ernst Schubert. Und in dieser Vision wollen wir den Toten im Gedächtnis halten.

Fritz Schwarz

Von Fritz Braun

Fünf, sechs Jahre mag es her sein, daß ich eines Tages von dem Gestade des Luganer Sees einen Brief erhielt, in dem Fritz Schwarz seinem alten Lehrer ein Lebenszeichen gab. In dem Brief standen Dankesworte für ehemals erhaltene Anregungen, Worte jener Art, wie sie den Lehrer zugleich erfreuen und beschämen. Erfreuen, weil sie ihm den Beweis erbringen, daß seiner Arbeit der Lohn nicht fehlte, beschämen, weil er sich dabei selber sagt, wie wenig er den jungen Seelen zu geben vermag, kaum mehr als die heiße Sehnsucht und den unstillbaren Hunger, die jedes Menschen Seele verzehren, der im Leben höhere Güter sucht als wohliges Behagen.

Bei dem Lesen seines Briefes sah ich den Schreiber wieder vor mir auf der Schulbank des Marienburger Gymnasiums. Die schlanke Gestalt, deren hagere Größe an die furchtbare Krankheit gemahnte, der bereits die Schwester, ein liebliches, edel geartetes Mägdlein zum Opfer gefallen war, das freundliche Knabengesicht mit den großen, fragenden Kinderaugen.

Bald darauf traf bei mir eine neue Gabe ein. Auf seines Sohnes Geheiß sandte der Vater mir, dem Heimatskundigen, eine Kiste mit photographischen Platten, treffliche Bilder von den letzten Weichselüberschwemmungen. „Mein Sohn glaubt, Ihnen damit eine Freude zu machen.“ Sie ruhen noch in der Truhe und müssen dort ausharren, bis die Preise der Klischeefabriken wieder erträglicher werden.

Nun entspann sich zwischen uns ein Briefwechsel. Ich vernahm, daß mein junger Freund durch ein Brustleiden an den Süden, an die Berge geseßelt sei. Geseßelt im wahren Sinne des Wortes, denn das Heimweh gönnte ihm in der Fremde keine Ruh. Nicht ohne tiefes Mitgefühl las ich die Verse:

„Hoch ragt der Fels, es gähnt die Schlucht,
traut ist mir's nie geworden.
Die wandermüde Seele sucht
den Weg zurück zur Heimatsbucht,
zur blauen Bucht im Norden.“

(Fritz Schwarz. Gedichte. Heidelberg 1919.)

Da sah er nun im fernen Südländ und zergrübelte sich sein armes Hirn über die Leiden der Welt, über die Schrecknisse des Weltkrieges:

„Ich will nicht aufhören mit Gott zu rechten,
Erde ist rot.
Ward uns das Messer zum Mord an dem
Schlechtem?
Glaube zog aus gegen Glauben zu seßten.
Was war Gebot?“

Aber bei alledem leistete er rüstige Arbeit, sich tief eingrabend in das Schriftwerk der westlichen Nachbarn, deren Sprache ihm in den welschen Alpenbergen vertrauter und vertrauter geworden war, mit der tiefen, deutschen Seele solcher Töne harrend, die zu seinem Herzen sprächen. Das lieferte denn manche erfreuende Frucht, wie vor allem die deutsche Ausgabe von Benjamin Constant: Reise in die deutsche Kultur. (Potsdam 1919.)

Im Frühsommer 1919 häuften sich die Briefe des Verbannten. Ob er zur Abstimung kommen sollte? Er sei zwar schwer, sehr schwer krank, aber wenn's Not tue, wolle er nicht fernbleiben. Ich konnte ihm mit ruhigem Gewissen schreiben, daß es dieses Opfers nicht bedürfe, daß der deutschen Sache auch ohnedem menschlichem Ermessen nach ein glänzender Sieg winke.

So blieb er denn in den bayrischen Bergen, und durch seine Seele zitterten Sehnsucht und Wehmut. Sehnsucht bei dem Streben nach hohen, die Menschheit beglückenden Arbeitszielen, Wehmut bei dem Gedanken daran, daß der bleiche Vöte vielleicht schon die Hand hebe, um den Klöpsel an seiner Herberge zu rühren:

„Der Abend naht, bald muß ich gehen,
hörst du der Seele letzten Sehnsuchtsang?
Nur einmal noch mit dir auf lichter Höhe stehen,
die bunte Märchenwelt in deinen Augen sehen,
du, komm doch, komm
nur einmal noch vor Sonnenuntergang.“

Ob die in Sonne und Glück wandert, der diese Worte gelten? —

Dann fand das Kärtchen den Weg zu mir, auf dem mit der Vater den Tod des jungen Glücksuchers vermeldete, den nun auf dem Friedhof von Oberstorf der lange, traumlose Schlaf im Banne hält. Er ging mit Gott, der ihn liebte, wie alle, die da jung sterben, jung in jenem höheren Sinn, daß ihre Seele noch voll ist von Lebenshoffen, Liebessehnsucht, Tatensfreude, einer jener Hungrigen, die der hehre Prediger vom Berge selig preißt.

Auch ich werde den Toten nicht vergessen, leben in ihm doch die besten Eigenschaften seines Volkes, die Sehnsucht und der Glaube. Noch manches Mal, wenn ich am Gestade des heimischen Meeres wandere, die Möwen gellen und die Wogen rauschen, werde ich meines alten Schülers gedenken, werden mir seine sehnsüchtigen Verse durch den Sinn gehn:

„Die wandermüde Seele sucht
den Weg zurück zur Heimatbucht,
zur blauen Bucht im Norden!“

Johann Georg Seeger

Von Hanns Martin Elster

Ganz still ist er hinweggegangen. Keine Zeitung, keine Zeitschrift hat einen lauten Nachruf gebracht. Nur wer ihm persönlich irgendwie nahegekommen war, fühlte die plötzliche Lücke, die sich da aufgetan hatte. Die seine Bücher lieben, seinen „*Rilian Rößler*“, sein „*Gril-*

lenbüchlein“ insbesondere, werden erst in den kommenden Jahren spüren, daß ihnen ein Werkmeister der deutschen Seele fehlt, der innerlich stark genug war, am geistigen Neuaufbau des deutschen Volkstums mitzuwirken. Bleiben werden freilich seine Bücher und es muß das Bestreben aller, die ihn und sein Werk liebten, sein, immer weiter dafür zu sorgen, daß dieser stille Dichter für die Stillen im Lande nicht vergessen werde. Ein oder das andere Werk aus dem Nachlaß, wie vor allem der soeben erscheinende „*Fremdling aus der neuen Welt*“ werden noch starke Hilfe leisten.

Johann Georg Seeger gehörte zu der Dichterart, die den großen deutschen Erzählern, insbesondere Gottfried Kellers Welterhaltung, Raabeschem Humor und Otto Ludwig'schem Formvermögen nahesteht. Leute dieser Gattung sind nie frühreif und schnellfertig. Auch Seegers Aufstieg war langwierig und mühsam. Das Leben legte ihm Hindernisse in den Weg, wo es nur konnte, Hindernisse vor allem innerer Art. Seine schwere schwäbisch-fränkische Natur kannte nur das ehrliche Ringen mit den Fragen des Seins. Seine tiefe Innerlichkeit und Verträumtheit verantraten sich in manchen Winkelweg und Seitenpfad, ehe die große Hauptlebenslinie gefunden ward. Rein äußerlich ging das Leben seinen gerubigen Gang. Heimat, Vaterhaus, Schule, Oberlehrerberuf — alles in Enge, aus sorgenvollen Verhältnissen heraus, aber doch stetig zur Freiheit emporsteigend, ein „*Hungerpastorleben*“. Ebenso innerlich. In der Hingabe an die Kunst. Zuerst an die bildende Kunst: Nürnberg's Dürer- und Peter Vischers Welt tat's ihm an. Dann mit richtigem Erkennen der angeborenen Gaben in der Nachfolge der Phantastie. Seeger kam erst mit 34 Jahren zu seinen ersten Novellen „*Durch den Weltenstrom*“ und zu seinem ersten unter den Buren spielenden Drama „*Elizabeth te Winkel*“. Wenn in den folgenden Jahren auch die Phantasie immer mehr aus dem Vollen schöpfte und schneller arbeitete, ließ der Dichter sich doch Zeit: Novellen und Romane trafen in Zwischenräumen von mehreren Jahren hervor, 1907 das bis dahin bedeutendste Buch: „*Der Hirchkater*“ und 1909 die interessante Geschichte: eines Deutsch-Chinesen Werdegang „*Tzutsu*“. In all diesen Büchern herrschte ein merkwürdiger Zwiespalt: das Erzählertalent stark und ursprünglich, aber in künstlerischer Hinsicht Mangel an Geschmacksicherheit, Konzentration, ästhetischer Energie und gestaltender Klarheit. Man wurde dieses Schaffens nicht recht froh. Dennoch war eine feste Entwicklung unverkennbar. Ein tiefes Erleben mußte ihm noch die letzte Reise, den Willen zur absoluten Gestaltung bringen.

Dies tiefe, schwere Geschick kam: der Verlust der geliebten Frau, über den er wohl nie hinweggekommen ist, ließ ihn letzte Abrechnung halten mit seinem Ich, mit dem Menschentum, mit Gott und der Welt. Die Höhe der wahrhaften Uberschau war erstiegen. Durch Leid rang sich die auf Sonne und Heiterkeit gestellte Seele zur Weisheit und Liebe durch in dem

Roman „Kilian Köhler“. Hier war Seeger der Dichter und Künstler reinster Art geworden. Die Sprache von prächtiger Straffheit, Klarheit, von funkelnder Ursprünglichkeit; die Komposition fest und entschieden zusammengefaßt; die Fabel schlicht und einheitlich. Nirgends Episodenwerk und Ausschweifungssucht, überall wohl abwägendes Ebenmaß.

Darüber hinaus: Seeger war seiner Natur nach nicht ausschließlich ästhetisch formender Künstler, sondern spendender Mensch, mitteilende Persönlichkeit. Er hatte im Liebesgeschick des Bauernphilosophen Kilian Köhler, der in seinen Tagebuchblättern schildert, wie er seine Frau kennen und lieben lernte, eine wundervolle Symphonie der menschlichen Gefühle und Leidenschaften in abgeklärtester Melodik gegeben. Er hatte sie in eine Bauernwelt gestellt von seltener Pureität, Echtheit und Reinheit der Farben; und er hatte die von leiser Schwermut getragene Stimmung des Buches mit dem köstlichsten deutschen Humor, dem aus dem Gemüte stammenden Humor durchtränkt. Seine Charakterisierungen hatte in Frau Sabine ein kleines Meisterwerk psychologischer Gestaltung geliefert, blutvoll und lebendig, bezaubernd und keusch, den Typus einer deutschen Frau, vorbildlich und doch Wirklichkeitstreu.

Der ganze Roman enthüllte in seinen Reichtümern und Feinheiten der Menschenschilderung und Landschaftsveranschaulichung des Humors und des Ernstes wieder jene Wahrheit, daß echte Dichterwerke nur aus dem Leben und dem Gemüte geboren werden. Kilian Köhlers Schicksale und Weltanschauung sind ein Abglanz des Lebens und einer Seele. Wer Raabes Bücher liebt, zu Hermann Hesses „Peter Camenzind“ greift, Gottfried Keller sein eigen nennt, und mehr sucht, als nur Unterhaltung und Anregung, wird von Seegers „Kilian Köhler“ aufs tiefste erschüttert, erhoben und beglückt.

Auf Lebensoffenbarung in künstlerischer Form war auch sein nächstes Werk „Grillenbüchlein“ eingestellt. Mit den Bekenntnissen eines einsamen Grillenfängers zeigte Seeger allen Eltern den Weg, wie man mit seinen Kindern glücklich werden, seine Kinder glücklich machen kann. Eine warmherzige Eltern- und Kinderlehre, ein hilfsreiches Lebensbuch, das auf allen Hochzeitsstischen liegen sollte. Es müßte ein Geseß ergeben, nach dem allen jungen Paaren und Eltern Seegers Buch von Staatswegen in die Hand gedrückt würde. Denn die Lebensweisheit dieses Dichters, der den Sinn des Daseins in der Liebe und ihrer Befähigung erkannt hatte, muß in allen Herzen wachsen.

Von anderer und doch innerlich durchaus verwandter Art ist Seegers eben erscheinender kleiner Roman „Der Fremdling aus der neuen Welt“ (wie alle genannten Bücher bei Fr. Wils. Grunow in Leipzig). Hier gestaltet reifste Künstlerkraft ein Lebens- und Liebesgeschick in historischem und doch allzeit lebendigem Gewande. Zwanzig spanische Kriegsdienstjahre liegen für einen Schweinfurter zwischen seiner Auswanderung aus der Heimatstadt und seiner Rückkehr.

Er ging einst, weil die, die er liebte, ihm jörnig und ungerecht begegnete. Hatte ihr Wesen sich nun in zwei Jahrzehnten gewandelt, geläutert? Ach, die Natur bleibt sich gleich. Auch der Feldhauptmann muß einsehen, daß keine Güte Leidenschaften beseitigt. So wandert er denn wieder in die Welt hinaus. Tiefe Lebensweisheit und Menschenkenntnis strahlen aus den schlichten Vorgängen des ereignenden Buches, dessen innerer Gehalt der Erfahrung so manchen Weltkriegsteilnehmers entspricht. So wurzelt auch dies Buch wieder im unmittelbaren Erleben. So schenkt Seeger auch mit diesem Buche neue Kräfte den Lebenden.

Der Kreis derer, die Seegers reifes Werk lieben, wird sich auch nach dem allzufrühen Tode des nur Fünzigjährigen erweitern. Er hat sich ein Denkmal im Herzen seiner Leser ausgerichtet, und solch Denkmal ist mehr wert als aller lauter Ruhm und literarischer Lärm.

Johannes Mekelburger

entstammte einer alten mennonitischen Bauernfamilie aus dem Danziger Werder. Er wurde am 17. September 1884 zu Scharffenort bei St. Albrecht geboren, wo sein Vater sich zur Ruhe gesetzt hatte. Die Familie bewohnte dort ein altes schönes Blockhaus. Hier arbeitete er seine feinen Naturstudien in Kohle oder Öl. Von wem er die ersten Kunsteindrücke empfangen hat, läßt sich schwer feststellen. Von Vater oder Mutter sicherlich nicht. Die sind immer ehrsame, fromme Bauersleute gewesen, die von der Malerei nicht viel hielten. Die Natur, welche ihn rings umgab, hat ihn wohl am meisten angeregt. Vielleicht ist sein Interesse durch den neuen Zeichenunterricht in der Schule — er besuchte von 1900—1903 das Conradinum — wach geworden. Sicher ist, daß er hier einer der besten Zeichner war. Er malte unter meiner Leitung schon damals in Öl. Zeitlebens war er mir dankbar zugetan.

Seine Ausbildung erhielt er in Königsberg bei L. Dettmann und Wolff, in Berlin und in München bei dem Deutsch-Amerikaner Karl Marr. Es litt ihn nicht lange auf den Akademien, bald kam er wieder nach Danzig und schlug seine eigenen Wege ein und seine Werkstatt auf dem Kaninchenberg, Tür an Tür mit dem gemütvollen Sturmhöfel, auf. Der Altmeister Stryowski ließ ihn nicht aus den Augen, kam öfters dorthin und begutachtete unsere Werke. Auf den verschiedensten Gebieten versuchte sich der junge Künstler: Landschaft, Architektur, Porträt, Akt und Komposition reizten ihn gleichermaßen. Alles war mit einem Stich ins Romantische. Ruhelos wechselte und probierte er mit den Mitteln. Vom feinsten Blei- und Kohlestift reichte die Skala bis zum breitesten Quast. In allem war Wucht und hoher Schwung.

Von Charakter war Hans Mekelburger weich und gemüßvoll. Aber daneben war doch auch ein gut Teil Fähigkeit und unverfälschte Bauernstarkköpfigkeit in ihm. So oft ich in Scharffenort war, gab's zwischen ihm und seiner Mutter

Buch der Toten

(sein Vater war schon verstorben) einen kleinen Strauß. Sie war durchaus nicht einverstanden mit dem Beruf ihres Sohnes. Der war nach ihrer Meinung gar kein Beruf. Wenn der Junge wenigstens eine Prüfung (etwa als Zeichenlehrer) abgelegt hätte! Aber da war nichts mit Hans anzufangen. Frei wollte er sein. Es war dann schwer, zwischen den beiden Kämpfen zu vermitteln. Beide ein paar Dickschädel. Denn so gichtgelähmt die alte Frau auch war, so fest behauptete sie doch ihr vermeintliches Recht.

Hans Mekelburger las viel. Nießche, Schopenhauer, den romantischen Bärtes von Münchhausen und Goethe. Da entstanden Kompositionen mit Rittergestalten und biblische Bilder in jedem Format.

In unserm Danzig wäre er sicher einer der führenden Künstler geworden. Eine feidische Kugel hat seinem Leben ein frühes Ziel gesetzt. Er fiel in Polen. Sein Tod war wie sein Leben ein Kampf.

W. L. Wischke

Gedenkfeiern für die Gefallenen

Danzig hat in diesem Jahre eine Reihe von Gefallenendenkmälern und Heldentafeln enthüllt. Die trotz der wachsenden Not hierdurch erfüllte Dankespflicht ist ein Lichtblick in dunkler Zeit. Den Kirchengemeinden, die Gedenktafeln in den Gotteshäusern errichteten, folgten die Schulen. Im März fand eine erhebende Feier im städtischen Gymnasium zu Danzig statt, die mit dem Trauermarsch auf den Tod eines Helden von Beethoven begann, dann abwechselnd Deklamationen und Männerchöre und die Ansprache des damaligen Direktors Geheimrat Spieß brachte. Der Entwurf der Gedenktafel, die in einfacher Ausführung die Namen der gefallenen Lehrer und Schüler enthält, stammt von Professor Phleps.

Im Oktober fand eine Heldengedenkfeier im Conradinum Langfuhr statt. Das Altniederländische Dankgebet eröffnete die wehvolle Feier, die Schülerchöre und Deklamationen brachte. Direktor Professor Dr. Gade sprach von dem Opfermut und der Treue der gefallenen 84 Konrabiner und stellte sie als leuchtende Vorbilder selbstloser Hingabe fürs Vaterland hin. Den tief zu Herzen gebenden Worten folgte die Enthüllung eines auf dem Schulhof an günstiger Stelle errichteten Gedenksteins, dessen Entwurf Zeichenlehrer Wischke ausführte.

Besser und zweckentsprechender als die Gedenktafel im Raum ist der Obelisk. Ist hier doch den Angehörigen — ich hörte es verschiedentlich bei dieser Feier! — die Möglichkeit gegeben, den Gedenkstein des in fremdem Lande gefallenen Sohnes oder Vaters jederzeit aufzufinden. Da Namen, Tag und Ort des Todes angegeben sind, so wird mancher Mutter das Denkmal zu einer Wallfahrtsstätte in tieferem Sinne. Auch mahnt der Stein, der in der Mitte des Schulhofes errichtet ist, Brüder, Söhne und Enkel, niemals die Edelsten des Volkes, die für uns gefallen sind, zu vergessen.

E. L.

Ein Werk von hohem künstlerischem Wert ist dieser erste Sonderdruck der Dichtung 1919 des Roland-Verlags, München, herausgegeben von Wolf Przgode. Hier ist den Toten ein würdiges Denkmal gesetzt. Es ist in diesem Buch stärkste Ausdruckskraft und die Steigerung des Persönlichen zum Allgemeinen, die wegweisende Zielsicherheit erweiterter Grenzen gefordert. So steht dieses durch innerliche Fäden verbundene Werk auf nicht alltäglicher Warte und verlangt Hingabe und Vertiefung, bevor es seine volle Schönheit erschließt.

Von Ernst Wilhelm Loß haben wir schon Beispiele im Heft selbst, die von der Tiefe, von der Bildhaftigkeit und vom inneren Rhythmus des Dichters sprechen. Peter Baum, Gustav Sack, Alfred Lichtenstein, Ernst Stadler, Georg Trakl sind mit Gedichten und Prosafragmenten vertreten. Eine Elegie von Hermann Kasack leitet das Buch ein. Dann folgen Gedichte von Adolf von Hafffeld, Max Herrmann und Kurt Heynke. Das Werk ist auch in Form, Druck und Papier dem vortrefflichen Inhalt angepaßt.

Carl Lange

Gedenket der Toten!

Es war in aller Frühe des 24. August 1914. Bei Frankenau am Wäldchen (Frankenau ist ein Dorf im Kreise Reidenburg) lagen die 6. und 8. Kompanie des Inf.-Regts. 152 in Stellung, mit ihnen der 3. Zug aus der 5. Batterie des Feldart.-Regts. 73. Die Tapferen waren Teile des 20. Armee-Korps und hatten eine dreifache russische Übermacht aufzuhalten. Nachtsüber konnten zahlreiche Angriffe der Russen abgewiesen werden.

Nun war der Befehl gekommen, möglichst unbemerkt mit der Loslösung vom Feinde zu beginnen. Dichter Nebel begünstigte das Unternehmen. Die ersten Vorbereitungen waren getroffen, als plötzlich ein unerwarteter russischer Ansturm einsetzte, der alle bisherigen an Hefigkeit übertraf.

Die kleine Heldenschar im Wäldchen wurde überannt und niedergemetzelt. Kein einziger entging dem Tode. Was die Äugeln russischer Infanterie verschont hatten, das verblutete unter Kosakensäbeln. Sie hatten lange genug standgehalten, ihre Aufgabe war erfüllt.

Diese Toten sind es, denen treue Kameradenhände bei Frankenau am Wäldchen das Grab gruben. Heute, scheint es, hat man sie vergessen. Die kaum menschenwürdigen Gräber reden eine deutliche Sprache! —

Noch an anderer Stelle, in der Nähe des Gutes Faulen, wo am Rande eines Steinbruches einzelne zerzaute Bäume stehen, liegen deutsche Krieger begraben. Auch hier überwuchern Gras und Kraut die von Mithämpfern gesteckten Steine. Wer davor steht, empfindet nichts von der Weisheit des landschaftlich reizvollen Fleckchens Erde.

Auch sie: vergessen!

Deutsches Volk, ein Land, das seine Toten vergißt, vergißt sich selber! — C. D.

(Aus der „Allenstein'schen Zeitung“)

Gedenkmünze für Gefallene

Die umfassende Organisation der Seeresverwaltung, die während des Krieges für Anlage und Ausbau der deutschen Kriegergräberstätten sorgte, ist aufgelöst. Das begonnene, lezensreiche Werk kann nur durch Unterstützung in gleicher Weise fortgeführt werden. Die Mittel sollen gewonnen werden durch den Verkauf einer kleinen Eisengedenkmünze, deren Erlös die mit dem Verkauf betraute Staatliche Verastaltungsstelle für Kriegererehrungen, Abteilung Denkmünze, Berlin NW. 7, Dorotheenstraße 48, dem Reichsministerium des Innern (Zentral-Nachweiseamt für Kriegerverluste und Kriegergräber) zuführt. (5 Mark das Stück.)

Ein Gedächtnismal für Karl Hauptmann

Vor einiger Zeit fand ich einen Aufzug zur Errichtung eines Gedächtnismales auf dem Grabe von Karl Hauptmann. Der Dichter nahm an unserem Schicksal im Osten und an unserer Arbeit innigen Anteil (siehe Sonderausgabe Schlesiens-Heft Nr. 12, 1. Jahrgang). In dem Aufzug heißt es u. a.:

Er feierte als Alternder seine höchsten Siege, ging in ergreifendem Haar als Stürmer einer ganzen Jugend voran. Er war nie ein Vollenender, stets ein um Vollendung Ringender. Er war einer der schöpferischen Meister in der Arbeit an dem feinsten Werkzeug aller lebenden Kunst, allen sich verkündenden Geistes: an dem Gut und Erbe unserer Sprache.

Und zum Schluß: Laßt uns ihm ein Denkmal rücken, das seiner wert und von großer Kunst ist! Der Ausschuß besteht aus bekannten führenden Persönlichkeiten der Kunst und Wissenschaft.

Beiträge nimmt der Schatzmeister Hans Arnold (Aldr.: Bankhaus Gebr. Arnold, Berlin W., Französische Straße 33 c) entgegen. C. L.

Literarische Morgenfeier

Schon im vergangenen Jahr fanden gelegentlich literarische Veranstaltungen am Sonntag Morgen im Danziger Stadttheater eine dankbare Zuhörerchar. Der Versuch wurde daher in dieser Spielzeit zu einer ständigen Einrichtung. Wir wollen hier nur kurz auf die Bedeutung und auf den tiefen Eindruck hinweisen, die diese hoch zu bewertenden, ausgezeichnet besuchten Vorträge hinterließen. Dr. Erich Drach, der Lektor der Vortragskunst der Universität Berlin, zeigte uns durch kennzeichnende Proben die Eigenart der Dichtungen von Hermann Löns, Liliencron und Gorch Fock *).

*) Ein Schüler Milans im höherem Sinne ist Drach nicht, denn seine Sprechweise reicht nicht an die schlichte, mit einfachsten Mitteln ganz in Bann ziehende Vortragsart des verstorbenen Meisters heran.

in Gütlichkeit im Werder geborene Dichter, ist auch in München mit dem Herzen der alten Heimat treu geblieben. Das bewies sein mit starkem Beifall aufgenommener Vortrag eigener Dichtungen. Es war ein erfreuliches Zeichen, daß die Heimat ihrem Dichter durch ein vortrefflich besuchtes Haus und durch die wärmste Teilnahme dankte. Dann hatten wir noch die Freude, Wilhelm von Scholz als Vorleser eigener Werke zu begrüßen. Die seine Stimmungsmalerei, die Innerlichkeit und Tiefe seiner Dichtungen schufen jene Stille, die vom Ergriffen sein spricht. Nicht leicht ist es, den vollen Gehalt seiner gedankenreichen Werke in einer kurzen Morgenfeier in sich aufzunehmen. Wir freuen uns, daß wir Wilhelm von Scholz demnächst auch zu den Mitarbeitern unserer Ostdeutschen Monatshefte rechnen können.

Irene Triefsch las aus der Bibel und Goethe. Wir erlebten eine Morgenandacht, die über den Alltag hinaus hob. Irene Triefschs Gabe, die Worte der Weisheit zu bildhafter Kraft zu gestalten, ihre Ausdrucksfähigkeit ist oft von einer künstlerischen Höhe, die ihrer Erscheinung etwas Prophetisches verleiht.

Die fünfte Morgenfeier brachte eine musikalische Aufführung. Dann folgte Gertrud Eschold, die kennzeichnende Szenen „Frauengestalten im Drama“ las (Goethe, Ossip, Dymor, Kleist, Ibsen, Hofmannsthal).

Mais Wohlmuth, Ehrenmitglied des Münchener Nationaltheaters, der hier vor Jahrzehnten Schauspieler war, führte uns in das Reich der Fabeln und Balladen (Hans Sachs, Gellert, Bürger, Heine, Mörike u. a.). Er leitete die Morgenfeier mit eigenen Dichtungen (alten und neuen Fabeln und der Legende vom Wundergulden) ein. Die köstlichen Tierfabeln offenbarten tiefe Lebensweisheiten in einfacher, sprachlich aufs feinste durchgebildeter Form.

Die achte Morgenfeier bildete den Höhepunkt. Ferdinand Gregori wählte als Thema den frühlichen Goethe. Er zeigte uns Goethes aus starkem Lebensgefühl gewonnenen, überlegenen Humor, ließ vor uns die Bilder des Dichters durch die alle Stufen der Sprechkunst beherrschende Vortragsart erscheinen und löste atemloses Mitgehen und stärksten Beifall der ergriffenen Zuhörer des ausverkauften Hauses aus. Mit Faust schloß diese Morgenandacht.

Wir erwarten noch in dieser Spielzeit Herbert Eulenberger, Wüllner, Kiefer u. a. Dem Direktor Schaper gebührt für diese dauernde Neueinführung unser herzlichster Dank, denn wir haben zweifellos eine wesentliche Bereicherung künstlerisch wertvoller Veranstaltungen erfahren. Anfang Dezember wird Willibald Omankowski aus eigenen Dichtungen vortragen. Auch das ist ein vorbildlicher Anfang, den hier lebenden und beheimateten Dichtern die Wege in die Öffentlichkeit zu ebnen. Das Danziger Theaterpublikum hat durch die rege Anteilnahme des fast bei allen Veranstaltungen ausverkauften Hauses die Möglichkeit der Durchführung weiterer Pläne des Theaters gegeben.

Carl Lange

Von unseren Mitarbeitern

Von den gefallenen Künstlern ist im Heft selbst die Rede. Die Mitarbeiter sind meist schon häufiger genannt. Das Kunstblatt unseres Heftes, dessen Wirkung leider durch die Verkleinerung gelitten hat, ist von dem in Dresden am 29. 1. 1892 geborenen Künstler Otto Schubert. Nachdem er vier Jahre praktisch am Theater gearbeitet hatte, studierte er auf der Akademie in Dresden und war von 1914 ab drei Jahre als Soldat im Krieg. 1917 sah Meier-Graefe seine Arbeiten und schrieb über sie. Es entstand ein Bilderbuch und Goethes „Reinecke Fuchs“ (beide Maree Gesellschaft). 1921 machte er eine Reise nach Holland und lebt jetzt mit Frau und Kind in Dresden-Loschwitz.

Vor Verdun erlitt Schubert bei einem Sturm durch Sturz im Graben eine Gehirnerschütterung. Mit einem Stipendium kam er später als Kriegsmaler an die Front nach Ruzhán (Mitau, Riga). Durch Porträtieren von Offizieren und

durch Kriegsbilder verschaffte er sich das notwendige Geld. Im Rigaschen Meerbusen, an der damals nördlichsten Stelle des Flügels der russischen Armee lebte er mit unserem Mitarbeiter Kurt Pastenacci, jetzt Redakteur der „Königsberger Allgemeinen Zeitung“, dem ich die Vermittlung des Bildes verdanke, einige Wochen gemeinsam in einem Fischerhaus zusammen.

Von Verdun aus hatte er eine Anzahl von Zeichnungen auf Feldpostkarten nach Hause gesandt, die zu einer Mappe vereinigt wurden. (Verlag Richter, Dresden.) In einer Ausstellung in Dresden fiel er durch einen Zyklus von Zeichnungen zu Flauberts Salambo auf, der gleich in den ersten Tagen verkauft wurde.

E. L.

Wegen Raummangel mußten einige längere Aufsätze, u. a. über Gerrit Engelke (W. Bolze) sowie Gedichte in diesem Heft fortgelassen werden.

Schriftleitung.

Buchbesprechungen

Die Vorsehung hat tausend Mittel, die Gefallenen zu erheben und die Hintergebliebenen aufzurichten. Manchmal sieht unser Schicksal aus wie ein Fruchtbaum im Winter. Wer sollte bei dem traurigen Ansehen desselben wohl denken, daß diese starren Äste, diese jachenden Zweige im nächsten Frühjahr wieder grünen, blühen, sobald Früchte tragen könnten! Doch wir hoffen's, wir wissen's.
Goethe

Karl Maria Weber: „Der ekstatische Fluß“. Rheinklänge ohne Romantik. Vorzugspreis 235 Mk. einschließlich Luxussteuer. U. Bagel, Düsseldorf.

Wir haben in dieser Ausgabe auch von verlorenen und umkämpften Gebieten gehört. Unserer Jugend muß immer wieder Ernst Moritz Arndts Wort „Der Rhein, Deutschlands Strom, nicht Deutschlands Grenze“ zugerufen werden. Die Schönheit des Rheins ist in einem wertvollen und bedeutenden Kunstwerk von Carl Maria Weber „Der ekstatische Fluß“ Rheinklänge, wiedergegeben. Die Werkstätten der Kunstdruckerei U. Bagel, U.-G., in Düsseldorf haben hier in Kleukensfraktur und auf gutem holländischem Büffelpapier in Großquartformat und in Halbleinen gebunden trotz der heutigen schwierigen Verhältnisse dem Buch eine Ausstattung gegeben, die in jeder Hinsicht vornehm und künstlerisch wirkt. In dem Versbuch, das uns das Wesen des Rheins in groß geschauten Bildern gibt, das uns in vier Abschnitten durch die Landschaft, zu den Dömen, zu Brücken und Städten führt, hat der Dichter seiner heißen Liebe durch inniges Verständnis für die Seele seiner Heimat Ausdruck gegeben. Die Klarheit und Bildhaftigkeit der Sprache, die geläuterte Form und Schönheit der Verse zeugen vom tiefen Erleben und heben das Buch weit hinaus über Werke ähnlicher Art. Zwölf signierte Originalsteindruckungen der Graphiker Franz M. Janßen, Alexander Mohr, Oskar Raber und Wilhelm Schmeß, vom visionären Geist des

Dichters erfasst, begleiten die Lieder und vertiefen Wort und Sinn der Dichtung.

Carl Lange

Von deutscher Art und Kunst. Eine Deutschkunde. Herausgegeben von Waltherr Hoffstaetter. 3. Aufl. Leipzig und Berlin W. G. Teubner 1921. Geb. 42 Mk.

Nach dem hier besprochenen Vaterlandsbuche „Schaffen und Schauen“ schickt jetzt der nämliche Verlag eine Neubearbeitung seiner Deutschkunde „Von deutscher Art und Kunst“ in die Öffentlichkeit. Auch dieses Werk sei gleich dem vorhergehenden unseren Landsleuten warm empfohlen. Gibt es doch trefflich Einblick in die Art der einzelnen Stämme und Landschaften und findet oftmals Gelegenheit, über den verdienstlichen Anteil unseres Ostens an den großen deutschen Kulturleistungen zu sprechen. So ist auch dieses Buch eine Brücke zwischen Deutschlands letzter Kolonie und deren Mutterlande. Ein Gesichtspunkt freilich, der einem Volke von Kulturpionieren, wie wir Ostmärker es sind, besonders nahe liegt, ist in dem schönen Buche nicht berücksichtigt: es ist der Einfluß des Deutschtums auf das Ausland. Wohl lesen wir von französischen, englischen, slavischen Einflüssen auf Deutschland, wohl auch von der Schwäche der Auslandsdeutschen, die es ihnen schwer macht, in der Fremde deutsch zu bleiben, aber vergeblich suchen wir Aufschluß über die riesigen Anleihen, die unsere undankbaren Nachbarn an unsere Literatur, Philosophie, Musik, Gelehrtenforschung, Technik usw. gemacht haben. Ja, beginnt man anderweitig nach derartigem Material zu suchen, so muß man mit Bedauern eine große Lücke in der Erforschung unseres Deutschtums feststellen; selbst unsere Auslandsinstitute haben diesen Fragen bisher zu wenig Beachtung geschenkt,

Und doch müßte das diesbezügliche Taffachenmaterial, in alle Sprachen übersezt, aller Welt vor Augen geführt werden. Das würde kräftig mithelfen, die Lügenmär von unserm Barbaren-tum zuschanden zu machen. Dr. L a u d i e n

O t t o B r a u n : „Aus nachgelassenen Schriften eines Frühvollendeten.“ Herausgegeben von Julie Vogelstein im Inselverlag. Preis Pappband 20 Mk.

Gast klingt es unglaublich, daß ein Junge von zehn Jahren in sein Tagebuch schreibt: „Jetzt merke ich erst, daß ich nicht dazu gemacht bin, zu dienen. Das Befehlen ist mir angeboren. Ich fühle, ich werde einmal etwas Großes werden. Aber stolz will ich nicht werden, alle himmlischen Gewalten behüten mich davor!“ Auch bei des Jungen Aufenthalt in der freien Schulgemeinde Wickersdorf offenbart sich ein dichterisches Gemüt, das in seltener Frühreife Worte der Tiefe und Weisheit findet, die nicht nur Nachklang des Gelesenen und Erlebten sind. Der Knabe vertieft sich in die Geschichte und die Dichter der ältesten Zeit. Die Natur, die ihm das Abbild alles Guten und Schönen ist, gibt ihm das beglückende Einsamkeitsgefühl. Ein unwiderstehlicher Drang nach Wahrheit ist ein hervorstechender Charakterzug. Jugendlische Schwungkraft, Begeisterungsfähigkeit, Hingabe sind für ihn die Werte des Lebens, die ein ewiges Kämpfen in sich und mit der Welt fordern. Freundschaft und Liebe zu seinen Eltern begleiten ihn auf seinem Wege.

Als Siebzehnjähriger zieht er in den Kampf, der ihn zur strengsten Selbstzucht zwingt. Immer wieder spricht er aus, was ihm Schicksal wurde: „Lieber ein kurzes, inhaltsreiches Leben als mit der Menge den eintönigen Weg wandern.“ Sein Ziel ist die richtig verstandene Freiheit des Willens, seine Aufgabe scheint ihm ein heiliges Werk, das selbstlose Hingabe fordert. Sehnsucht nach Deutschland wächst draußen im Felde, wo ihm Goethe und Shakespeare, Mörike, Hölderlin und die Ersten der lebenden Dichter ständige Begleiter sind. Auch die Schriften von Clausewitz, Schlieffen, Moltke, Gneisenau, Treitschke dienen ihm zur tieferen Erkenntnis der Zeit. Am Morgen des 19. April 1918 traf ihn eine Granate tödlich. Das Buch ist ein Heldenlied. Otto Brauns Gedichte sind reif, formlicher, gehaltvoll. Der Inselverlag hat dem mit mehreren Bildern versehenen Buch eine vornehme Ausstattung gegeben. Es ist eins von den bleibenden, das uns zu den unerschöpflichen Quellen deutschen Wesens führt, von reichem Entfaltenwollen kündend. C a r l L a n g e

Verlag Heinrich Diekmann, Halle a. S.

Keine „Kriegsliteratur“ in des Wortes beachtlichster Bedeutung, sondern das erschütternde, in jeder Zeile fesselnde Erlebnisbuch eines Frontkämpfers ist „Im Todesrachen“ von F r a n z S c h a u w e c k e r, einem jungen Schriftsteller, der unserm Ofen durch den Besuch der Gymnasien in Danzig und Strassburg näher verbun-

den ist. Schauwecker zog als Student in den Krieg, kämpfte vier Jahre lang auf beiden Fronten und stieg vom Gemeinen zum Offizier auf. Sein aus Aufzeichnungen inmitten des Feldlebens entstandenes Buch gewährt den unmittelbarsten und lebendigsten Einblick in Tun und Leiden, Denken und Empfinden des deutschen Frontsoldaten; es schildert ohne Ruhmredigkeit und Selbstenpöse, darum aber um so überzeugender und packender die unerhörten, in keinem früheren Kriege geforderten und erreichten Leistungen des deutschen Fußsoldaten an der Front, des „wahren Helden des Weltkrieges“. Es sind Abschnitte darin, wie über Rässe und Kälte, über Unsauberkeit und Ungezieferei, über Verwundungen und Trommelfeuer, die wie Szenen aus Dantes Hölle anmuten; und wenn auch die Lichtblicke nicht fehlen, so macht doch das Ganze, zumal im Hinblick auf die Vergewaltigung der Opfer und Leiden, den Eindruck der gewaltigsten und erschütterndsten Tragödie, die jemals über die weltgeschichtliche Bühne geschrieben ist. Und man fragt sich unwillkürlich: Sollen wirklich die sittlichen Kräfte, die hier wachgerufen und entwickelt wurden, vergeudet sein? Als Ergänzung zum „Todesrachen“ hat Schauwecker das kürzere „Weltgericht“ folgen lassen, in dem er ohne Rücksicht auf Politik und Parteistandpunkte die inneren Ursachen des Zusammenbruchs aufdeckt, wie z. B. den Gegensatz zwischen Etappe und Front, die trennende Kluft zwischen Offizier und Mann, die Ziellosigkeit und Schwäche der Regierung, die selbstsüchtige Verstandnislosigkeit der Heimat gegenüber den Opfern und Leiden der Front u. a. m.

Dr. S c h u b e r t

Gedenkblätter für Gefallene.

Der Räterbund, der auch während des Krieges vorbildlich wirkte, gab eine Reihe von Gedenkblättern heraus, die auch jetzt noch ihren Wert haben. Die Blätter sind aus einem Preisausschreiben hervorgegangen. Rudolf Lipus gibt eine Szene am Grabe eines Gefallenen, Bruno Viefelsfeldt zeigt das in der Sonne stehende Kreuz, hinter dem sich die deutsche Landschaft ausbreitet, Robert Budzinski erzielt mit einfachen Mitteln durch den Kopf eines Vollendeten starke Wirkungen. Bertha Schmitz schloßtes Kreuz hebt sich von der hoch aufblühenden Lohr. „Einer für Alle — Alle für Einen“ scharf ab, wirkt wie ein Rüttelschwur von innerlicher Kraft. Hugo Grimms farbiger Steindruck ist ein Erinnerungsblatt an die Not der Zeit, die aber vom festen Willen des Durchhaltens, von der Entschlossenheit zum Einsehen aller Kräfte, wie es bei Kriegsausbruch war, durchglüht ist. C. L.

Deutsches Land in Feindes Hand. Ein Gedenkalbum für das Jahr 1922. Hermann Eichblatt Verlag, Leipzig-Vogels.

Dieser sehr schön ausgestattete Wandkalender ist zeitgemäß wie kein anderer; denn was wir an landschaftlicher, kultureller und künstlerischer Schönheit an die Feinde verloren haben, das

führt er uns in scharf und fein gelungenen Federzeichnungen vor. Jeden Tag sollen wir dieser unergesslichen Verluste mit Jörn und Grimm, doch auch mit der Zuversicht, daß einst wieder deutsch werden muß und werden wird, was einst deutsch war, gedenken. O. Becker hat diese stimmungstiefen Federzeichnungen geliefert. Da sind im bunten Wechsel Danzig mit der Marienkirche, Ruine Rheinstein bei Malmédy, das Straßburger Münster, die Deutschordensburg Rheden in Westpreußen, der Dom von Tremeßen, Drenze mit dem Kirchplatz, die Schloßallee in Augustenburg, Schleißstadt mit St. Georg, Bromberg; Am Mühlendam, die Johannis-kirche in Thorn (eine der wundervollsten Kirchen des Ostens), herrliche Landschafts- und Städtebilder aus dem Elsaß usw. Auffallend ist geradezu, welcher Reichtum an schönen eigenartigen Bauten, an stimmungsvollen Städte- und Landschaftsbildern auch der ehemals deutsche Osten birgt. Mit schmerzlicher Genugtuung erblicken wir hier die Schloßstraße in Memel, die Speichergasse in Graudenz, das monumentale, kraftvoll wirkende Festungsgebäude in Weichselmünde, bäuerliche Bauten in Hendekrug, die Bastei von Samter, das Rathaus von Posen... Ansprüche und Namensunterschriften (in Faksimile) deutscher Männer und Frauen begleiten die schönen Zeichnungen. „Bleibt treu“ lautet auf dem ersten Blatt Hindenburgs Spruch. Wir finden hier u. a. Worte und Unterschriften von Lubendorff, von Tirpitz, von Lettow-Vorbeck, Scheer, von Mackensen, Sitt von Armin, von Lersner u. a.

H. Benzmann

Frank Thieß: „Der Tod von Falern.“ Der Roman einer sterbenden Stadt. Deutsche Verlagsanstalt Stuttgart u. Berlin. Geb. 28 M.

Hier ist ein Roman von Wucht und Größe. Plätsch und klar treten die Helden hervor, knapp und kraftgedrängt ist die Sprache, die manchmal fast den Atem nimmt. Falern steht trotz des immer wieder hervorbrechenden Insturms der Feinde. Falern ist das leuchtende Wort, das jeden der Belagerten zur selbstlosen Hingabe anspornet. Szenen und Schlachtfelder stehen uns vor Augen, die sich unvergeßlich einprägen: der Oberbefehlshaber Marlos ist wie aus Weisel gehämmert. Alle Anträge des Feindes sind vergeblich, bis zu dem Augenblick, da Hunger und Mißtrauen einziehen, da der Volksmann San die Menge aufwiegelt, die Menge, die nun bei wachsender Not hin- und hergeworfen wird und die Gegenstände zwischen den Führenden und den niederen Ständen verschärft. Erschütternd ist der Tod Falerns. Die Pest, die ohne Erbarmen alles mit sich fortträgt, was noch an Kraft und Widerstandswillen vorhanden ist, beschleunigt den Untergang, vor dem noch einmal die Liebe zu Falern den höchsten Opfermut und die letzte gemeinsame Hingabe entflammt. Der Balte Frank Thieß hat hier einen Roman gestaltet, der zeislos doch an unsere Zeit anklängt, der uns trotz mancher Übertreibung und Schroffheit mit sich fortreißt und beschwingt.

Carl Lange

„Wolkenüberlagert.“ Gedichte von Ernst Wilhelm Loh. Kurt Wolff Verlag, München. Geh. 3 Mk. Bucherei „Der jüngste Tag“, Band 36.

Hier ist ein Dichter von uns gegangen, der nicht nur Zukunft versprach, sondern schon in seinen Dichtungen eine Höhe erklommen hat, die ihn turmhoch über die meisten seiner Zeitgenossen stellt. Bildnerische Kraft, Leidenschaftlichkeit, Formvollendung erhöhen den Wert der ins Kosmische weisenden Gedanken und Erlebnisse.

Die Gedichte sind vor dem Kriege entstanden. Ernst Wilhelm Loh ist 1890 zu Culm an der Weichsel geboren, gehört also ganz zu uns. Er war Kadett, Offizier, Kaufmann, zuletzt freier Schriftsteller in Berlin und fiel am 26. September 1914 als Leutnant in Frankreich. E. L.

„Was wir verloren haben.“ Verlag Friedrich Zillesen (Heinrich Beenken), Berlin E. 19, Wallstraße 17/18.

„Und was der Feind uns ansetzt.“ Herausgegeben von H. C. von Jobeltitz, im gleichen Verlag erschienen.

Die Not der abgetrennten, der verlorenen und umstrittenen Gebiete haben uns nur enger miteinander verbunden. Aber immer wieder muß unseren Brüdern im Reich und im Auslande gezeigt werden, was deutsche Kultur gestaltet hat. In dem Buch „Was wir verloren haben“, dem Generalfeldmarschall von Hindenburg das Geleitwort abt, wird uns in fünfzig Originalzeichnungen ehemals deutscher Gauen von Kunstmalern Wilhelm Thiele deutsches Land gezeigt, deutsche Städte, Dörfer und Burgen und Werke deutscher Baukunst und deutscher Industrie. Auch die Ostmark ist nicht vergessen. Friedrich Riehnard, Arthur Brausewetter und Paul Warnke führen uns auf geschichtlicher Grundlage in die Vergangenheit der verlorenen Gebiete.

Hanns Caspar von Jobeltitz will uns durch Bilder und durch Worte unserer größten Führer immer wieder daran erinnern, was eigentlich aus dem „Frieden von Versailles“ geworden ist. Einem großen Teil unseres Volkes ist die Bedeutung und Schwere unserer Verklagung noch immer nicht klar geworden. Die Gegenüberstellung der Bilder von Zeiten des Aufstiegs, von Zeiten des Niedergangs und der Schande müssen uns die Erkenntnis bringen, daß jeder einzelne in seinen Kindern und Kindeskindern an den Folgen dieses Vertrages zu leiden hat.

3.

Cäsar Flaischlen: Mandosinchen, Leierhassenmann und Ruckuck. Ein Liederbuch von Sehnsucht und Erfüllung. Verlag von Egon Fleisdel & Co., Berlin W. Preis 12 Mk.

Zu denen, die in der Heimat den Krieg im Innersten erlebten und erlitten, gehört Cäsar Flaischlen. Er stellte seine ganze Kraft — und manchmal noch mehr — zur Verfügung. Wer diesem lieben und opferbereiten Menschen während und nach dem Krieg gegenübertrat, erkannte, daß die Zeit an ihm zehrte und tiefere Furchen in sein gütiges Gesicht zeichnete. So

hat ihn der Tod frühzeitig von uns genommen; Falschsein wurde auch ein Opfer des Krieges.

In seinem letzten, von ihm selbst noch zusammengestellten Werke finden wir die bekannten Vorzüge seiner Dichtungen. Neben zarten Liebesgedichten und seinen Stimmungsmalereien zeigt der Dichter seine unbeirrbar e Stellung zu Kunst und Kritik. Immer wieder leuchtet sein Glauben an das Gute und an die Schönheit des Lebens. Auch dieser letzte, vom Verlag geschmackvoll ausgestattete Band bestätigt Falschens Weltauffassung, die in den Endzeilen des letzten Gedichtes am Schluß gekennzeichnet ist: . . .

wie reich das Leben,
und wie gewaltig,
wie gottgroß und herrlich,
wie unausschöpflich
über und unter
und um uns die Welt!

Carl Lange

Theodor Lessing: „Geschichte als Sinngebung des Sinnlosen.“ Zweite, unveränderte Auflage. C. F. Becksche Verlagsbuchhandlung, München, 1921. Geh. 26 Mk., geb. 32 Mk.

„Entworfen bloß ist's ein gemeiner Frevel; Vollführt ist's ein unsterblich Unternehmen. Und wenn es glückt, so ist es auch verjeh'n — Denn: Aller Ausgang ist ein Gottes-Urteil.“ Diese unbarmherzig-scharfe Betrachtung der Geschichte als der wertenden Rückschau in die Vergangenheit trifft sich mit Grundgedanken des Lessingschen Buches. Der Verfasser untersucht das Geschichtsbild, wie es im Kopfe der Gebildeten und der Forscher lebt, und kommt dabei zu fast völliger Ablehnung der bisherigen Leistungen. Nicht, weil er einzelne Mängel zu rügen hätte, sondern weil ihm die grundsätzliche Einstellung als verfehlt gilt. Was bisher als entscheidende Tat in der Geschichtsschreibung gegolten hat: die pragmatische Darstellung bedeutet für Lessing geradezu ein Fälschen. Niemand kann Vergangenes betrachten, ohne seines Geistes Eigenart in das frühere Geschehen hineinzuweben, ohne die von ihm gefühlten Werte in den zurückliegenden Ereignissen zu suchen, ohne die Wichtigkeit und die Bedeutung des Gewesenen aus seinem individuellen Gegenwartsempfinden heraus festzulegen. Unsere persönliche „Einstellung“ entscheidet über das Erinnerungswürdige der Weltgeschichte. Was dabei herauskommt, hat mit Wahrheit, mit Erkenntnis, mit Gerechtigkeit nichts zu tun. Will Lessing mit solcher Einsicht in den tatsächlichen Zustand aller bisherigen Geschichtswissenschaft nicht überhaupt den Sinn und Wert historischer Betrachtung leugnen, so muß er der Geschichte nur Aufgaben stellen. Nicht Geschichtsschreibung ist die neue Forderung, sondern Geschichtsstiftung; (bewußt selbstständige, künstlerische Gruppierung, Erweckung, Beseelung des an sich toten Stoffes; liebevolle Tröstung, herzengewarme Aufrichtung für die armen Herzen, die aus wissendem Versehen heraus an der entsetzlichen Nüchternheit und Sinnlosigkeit der Welt leiden.) Erkenntnis muß überwunden werden durch Anerkennung,

wenn unser Lebenswille nicht zu Grunde gehen soll; dem Sinnlosen muß Sinn gegeben werden — gleichgültig, ob dabei etwas historisch „Richtiges“ herauskommt oder nicht.

Diese Anschauungen trägt Lessing in glänzender Form vor. Sie anzunehmen oder abzulehnen ist gleich wertlos; der Verfasser würde die Frage nach der „Richtigkeit“ seiner Ausführungen wie so viele andere als „falsch gestellt“ bezeichnen. Eigenwilligkeit gehört zum Wesen der ganzen Arbeit; Lessing kann garnicht anders, will gar nicht anders. Und sicher hält er es für kleinliche Pedanterie, wenn man auf die zahlreichen Ungenauigkeiten und Fehler hinweist, die das Buch enthält; der Hinweis wäre auch faktisch gleichgültig, wenn nicht auf ihnen teilweise weitreichende Schlüsse aufgebaut würden, die mit ihren Grundlagen stehen und fallen. Das Buch ist aufrüttelnd; (durch die Schärfe der Kritik, durch das umfassende Hineinleuchten in unsere menschliche Unvollkommenheit). Grundfragen der wissenschaftlichen Erkenntnis, der Erkenntnisfähigkeit unseres geistigen Wesens überhaupt werden mit durchdringender Kraft angestoßen. So kann diese wertvolle Arbeit zur Selbstbesserung führen — auch wenn das von ihr gewiesene Ziel abgelehnt, wenn die von ihr gegebene Problemstellung zurückgewiesen, wenn die von ihr geschmähte Wissenschaft in ihrer Weise weitergetrieben wird. Max Carstenn

Eingefandte Druckschriften

(Besprechung vorbehalten)

- Joseph Magnus Wehner: „Der Weiler Gottes“. Delphinverlag, München.
- Franz-Karl Ginsky: „Rositta“. Verlag L. Staackmann, Leipzig. Geh. 14 M.
- Georg Büna: „Sibille, die Schulzin“. Lehmannsche Verlagsbuchhdlg., Dresden. Geh. 10 M., geb. 12,50 M.
- Gerhard Eavin: „Abstimmungszeit in Stadt und Land Marienburg“. Verl. Fris Grochnick, Marienburg.
- Wilhelm Müller-Rüdersdorf: „Die selige Stille“. Jferverlag, Friedeberg a. Queis. Geh. 18,50 M.
- Wilhelm Müller-Rüdersdorf: „Wandertestament“. Jferverlag, Friedeberg a. Queis. Geh. 3 M.
- Wilhelm Müller-Rüdersdorf: „A poor Klumpa Streusel“. Jferverlag, Friedeberg a. Queis. Geh. 6 M.
- Fel. W. Freibag: „Der Wiederaufbau der menschlichen Gesellschaft“. Steigerverlag, Erfurt.
- Berta Köhlabel: „Peter Jörn“. Verlag Joh. Holzwarth, Rothensfelde im L. W. Geh. 8 M., geb. 10 M.
- Dr. Robert Hohbaum: „Franz Karl Ginsky“. Verlag L. Staackmann, Leipzig.
- E. G. Freiherr v. Hünfeld: „Jnsel der Verbannung“. Verlag Karl Curtius, Berlin. Geh. 3 M.
- Eugen Spork: „Novellen“. Verlag Aurora, Dresden. Geh. 8,50 M.
- Dr. C. Lehnert: „Geschichte des Kunstgewerbes“. Sammlung Göschen.
- Marie Klärlein: „Schlösscher Lichtabend“. Verlag Carl Vater & Co., Breslau.
- Karl Klingas: „Pauernbrud“. Verlag Karl Vater & Co., Breslau. Geh. 6 M., geb. 12 M.
- Walter Timme: „Klänge, die verborgen ruhten“. Evangelische Vereinsbuchhandlung Danzig.
- Paul Richter-Hensel: „Gespräche zur Nacht“. Wirtverlag Berlin. Geh. 20 M.
- Julius Bode: „Der Wille zum deutschen Morgen“. Verlag Friedrich & Co., Bremen.

Kunstverlag A. Bagel, Düsseldorf.

Der Weihnachtskatalog des Buch- und Kunstverlags A. Bagel-Düsseldorf enthält Originalradierungen erster Graphiker (Heinrich Otto, Wilhelm Thielmann, August Kaul, Arthur Zahn). Die verkleinerten Abbildungen geben nur Anhaltspunkte über das Motiv (Rheinbrücken mit Schlepper und Dampfer, Hochöfen, Stahlwerke, Hafensilber), aber nichts über die Qualität der Radierungen. Der Kunstkatalog steht Interessenten gegen Einsendung von 2,50 Mk. (Postcheckkonto Essen 10 292 Buch- und Kunstverlag A. Bagel) portofrei zur Verfügung. Die Preise einschl. Zugssteuer liegen etwa zwischen 100 und 200 Mk. Gleichzeitig machen wir auf den früher erschienenen Katalog „Wandschmuck edelster Art“ aufmerksam. (7,50 Mk.).

3.

Ein gutes Bild in unserem Heim — nicht nur eine Frage des Geldbeutels?

Zu unseren vielen großen Sorgen gesellt sich in diesen Wochen eine kleinere, freundliche, das Herz erwärmende — Womit erfreue ich zu Weihnachten? Diesen Zweifeln sei der Rat gegeben, sich den Katalog über Künstlerischen Wandschmuck aus dem Verlag W. G. Teubner, Leipzig, Poststr. 3, kommen zu lassen, der, selbst schon ein kleines Kunstwerk darstellend, gegen Einsendung von 5,50 Mk. auf Postcheckkonto Nr. 51 272 (Nachnahme 6 Mk.) bezogen werden kann; er bringt etwa 200 farbige Wiedergaben der in ihrem Werte Originalgemälden entsprechenden Künstlersteinzeichnungen und gibt auch Rat für deren passende Rahmung. Heute sei besonders auf die neuen farbigen „Kleinen Kunstblätter“ (Bildgröße 18 mal 24 cm) hingewiesen. Doch auch die großen Blätter sind immer noch billig, sie kosten je nach Format 15 Mk. bis 40 Mk. Und schließlich sei noch der lustigen Griefe fürs Kinderzimmer gedacht, ferner für Freunde der Schattenrißkunst der Werke eines ihrer bedeutendsten Vertreter C. W. Diefenbach sowie der entzückenden Scherenschnitte der jungen Gerda Luise Schmidt. Über die Künstlerpostkarten, die gleichfalls gerahmt bezogen werden können, verweist der Verlag kostenlos ein Verzeichnis „Die Ansichtskarte im Dienste der deutschen Kunst“.

Berthold Sutter: „Der sterbende Krieg“. Verlag Fr. W. Grunow, Leipzig. Geb. 18 Mk., in Halbleinen 25 Mk.

In unserer Zeit, die keiner Kriegsliteratur mehr zugänglich ist, führt uns Berthold Sutters fesselnd geschriebener Roman in die russischen Grenzländer. Nach schwerem inneren Kampf liegt Pflichtgefühl und Treue über Leidenschaft und Ungebundenheit. Der wild entfesselte Strom tritt in seine Ufer zurück. Aus der Wirnis des Zusammenbruchs heben sich einige sich selbst und dem Vaterland treubleibende Persön-

Legt gute Bücher auf den Weihnachtstisch!

Soeben erschienen!

Paul Langenscheidt, Kanailen

Roman. 10. Tausend. Geb. M. 23.—, in Halbleinen M. 30.—

Aus einer ausführlichen Kritik

des Reichs-Oberarchivrats Dr. Kunz v. Kaufungen:

Niemals hat der Autor mit gleich rücksichtsloser Wahrheit ein Werk geschrieben, wie diesen ergreifenden Roman mit seiner verblüffend echten Psychologie, den scharf umrandeten Charakteren und der sich stemmlos abrollenden Handlung. Und unter der glänzenden Form recht sich herzuwendend das bitterste Problem auf: Der Kampf der Überlegenheit und List des Mannes mit der Hingebung und Schwäche des unschuldigen Weibes. Eine Warnung, eine Anklage, aus dem Leben für das Leben geschrieben, die in jedes Mannes, jeder Mutter, jedes erwachsenen Mädchens Hand gelegt werden sollte! Das Werk wird den gewaltigen Erfolg von „Eine kleine Eva!“ noch übertreffen. (Allgemeine Nachrichten.)

♦♦♦♦♦

Kurt Münzer, Leidenschaft

Novellen. 6. Tausend. Gebestet M. 20.—, gebunden M. 23.— Dieser Novellenband des gefeierten Poeten zeigt ihn auf der Höhe seiner eigenartigen, unvergleichlichen Kunst. Scharfe Beobachtung und psychologische Feinheit verbinden sich mit einer verblüffenden Fähigkeit der Stoffe und fankelndem Stil zu einer imponierenden Meisterleistung. (Rundschau, Berlin.)

♦♦♦♦♦

G. Schätzer-Perafini, Hexentanz

Roman. 5. Tausend. Geb. M. 19.—, Pappband M. 22.—, Halbleinen M. 24.—

Einen Hexentanz schildert uns dieser prächtige Roman. Aus kümmerlichen Verhältnissen heraus, in Abtutz und Aufstieg, ringt sich die Operettendiva Selby Toska zur Höhe empor; das stille Glück, das sich ihr bietet, verachtet sie, weil sie nicht lassen kann von Glanz und Ruhm. (Königsb. Ztg.)

♦♦♦♦♦

Emmy Hardt, Satanella

Roman. Geb. M. 18.—, geb. M. 21.—, in Halbleinen M. 23.— Von der Mutter verlassen, zur Dirne erzogen, macht ein Mädchen aus dem Volke seinen Weg bis zur gräßlichen Ramensbeirat. Eine lebendige Handlung, scharfe Charakteristik, spannende Umwelt zeichnen dieses neue Werk der beliebten Autorin aus. (Frankf. Ztg.)

♦♦♦♦♦

R. B. Brigg, Du meine Königin

Roman. 9. Tausend. Geb. M. 18.—, geb. M. 22.— Das wertvolle Werk ist mit dem Feuer echter Leidenschaft geschrieben. Szenen unbändigen Willens wechseln mit solchen verträumter Seligkeit. Die rhythmisch bewegte Prosa entspricht vollkommen dem überragenden geistigen Inhalt des Romans. (Literar. Neukirchen, Leipzig.)

♦♦♦♦♦

Delphi Sabrice, Das Gespenst

Roman. 5. Tausend. Geb. M. 10.—, Pappb. M. 19.—, Halbl. M. 21.— Die Weichte eines ungeliebten, seiner Leidenschaft verfallenen Menschen unserer Zeit. Ein psychopathischer Roman, auf den unsere Literatur stolz sein darf. Niemand wird das Buch mit seiner leuchtenden, hinreißend schönen Sprache weglassen, ohne wahrhaft ergriffen zu sein. (Elegante Welt, Berlin.)

♦♦♦♦♦

Olga Wohlbrück, Vor der Tat

Roman. Geb. M. 30.— Menschen taumeln in diesem Roman, der den künstlerischen Höhepunkt der beliebten Verfasserin bedeutet, wie in einer Sackgasse verirrt, suchend zwischen Not und Vergierde. Ein gutes und ein kluges Buch! (Dortmunder Nachrichten.)

♦♦♦♦♦

Deutsches Bücherhaus

G. m. b. H.

Berlin W 15, Schlüterstraße 41.

Deutsche Stimmen

Wochenschrift · Herausgeber:
Dr. G. Stresemann · M. d. R.

Die „Deutschen Stimmen“ sind die führende Wochenschrift der Deutschen Volkspartei, die von großen Gesichtspunkten aus den Gang von Politik und Wirtschaft verfolgt. Leitende Persönlichkeiten des geistigen und politischen Lebens nehmen in ihnen zu den Problemen des Wiederaufbaus und den Strömungen deutschen Geisteslebens Stellung — Wer diese Ideen und ihr Entstehen in Gegenwart und Vergangenheit kennen lernen und den Gang der parteigeschichtlichen Entwicklung verfolgen will, zugleich auch in die tieferen Zusammenhänge politischer Entschlüsse Einblick zu gewinnen wünscht, wird in dieser Zeitschrift Stoff und Anregung in reichstem Maße finden.

Staatspolitischer Verlag GmbH
Berlin SW 48

Jahresbezugspreis 36 M · Halbjährig 18 M
Einzelnnummer 1 M.

Bestellungen nehmen alle Postanstalten, Buchhandlungen sowie auch der Verlag entgegen.

„Dithmarschen“

Niederlachsens neue Monatschrift
für Kunst- und Geistesleben

Herausgegeben von

Hermann Magen, Hans Groß, Karl Pünjer.
Die Hefte enthalten **Originalholzschnitte, Junge und alte Dichtung** (Romane, Novellen, Dramenszenen, Gedichte) in hoch- und niederdeutscher Sprache, **Aufsätze, Berichte** (u. a. Bücherbesprechungen)

Bezugspreis 15 Mk. halbjährlich und Versandkosten.
Einzelhft 3 Mk.

Bestellungen an Buchhandlungen, Post oder
„Dithmarschen“-Verlag Büsum in Holstein.

lichkeiten des von Selbsterlebnissen zeugenden Buches aus dem allgemeinen moralischen Niedergang hell und klar hervor.

Wir gewinnen bei der anschaulichen Schilderung einen tiefen Einblick in die Entstehung und in den Ausbruch der russischen Revolution, das Verhältnis zu den Polen und in die begangenen Fehler, die am Zusammenbruch mit Schuld sind. Hier liegen die Anfänge der im fernen Osten begonnenen und immer weiter um sich greifenden, umformenden Wirkungen des Weltkrieges. G. Herrmann.

Hermann Löns' „Zweites Gesicht“ eine Studie von Dr. Wilhelm Schenkel, Deutsche Landbuchhandlung, Berlin. In Pappband 9 Mk.

Von den Büchern Löns' und dem Ewaantjeuch ist hier schon gesprochen worden. Wilhelm Schenkel führt uns zu des Dichters an Schönheit so reichem Werk „Zweites Gesicht“, um an ihm die viel umstrittene Frage sittlicher oder unsittlicher Kunst bei diesem Roman und in der Dichtung überhaupt zu erörtern. 3.

Das Klavierspiel

sollte jeder Gebildete ausüben können. Es gehört zu den nützlichsten Kenntnissen und dient heute mehr als je zur Hebung der Stimmung und Aufbesserung einer Gesellschaft. Es bietet aber auch dem Spieler selbst höchsten und reinsten Genuß, verleiht ihm die Langweile und fördert sein Verständnis für die Musik, die schönste aller Künste. Das weltbekannte, preisgekrönte Klavierlehrmittel Rapid von Willy Neumann macht alle langwierigen, sonst nötigen Vorbüchungen und Notenkennntnisse überflüssig, da jeder mit Hilfe dieses verblüffend einfachen Systems alle Töne und Akkorde sofort abzulesen und anzuschlagen vermag. Eine sich stets gleichbleibende Universalnote und eine höchst anschauliche Takteinteilung bilden die beiden einzigen Bestandteile dieses absolut mühelos zu lesenden, von einem Kinde sofort zu begreifenden Systems. Der bekannte Musikschriftsteller Max Chop schrieb unlängst im Universum über Rapid, es sei von allen Reformen bei weitem die beste. Rapid bietet somit — im Gegensatz zu anderen unvollkommenen, komplizierten Methoden und trotz aller Nachahmungen — die sicherste Gewähr, das Klavierspiel sich leicht und schnell anzueignen. Ausführlichen Prospekt mit Gutachten erster Fachleute und Musikpädagogen versendet der Musikverlag Rapid in Rostock 31 (Mecklenburg) kostenlos.

Dieses Heft enthält Beilagen von:

Fr. Wilh. Grunow, Leipzig;
Mulli-Verlag, Fritz Böres, Essen;
Redner-Akademie Richard Halbeck,
Berlin W. 35.

Wir empfehlen diese Beilagen der Aufmerksamkeit unserer Leser.

Willy Trossert
Musikinstrumente
 ★ DANZIG ★
 Heilige Geistsasse 17
 Kohlenmarkt 10.
 •Telef. 3337.



WERBERGATUNG
 DIX-DANZIG

BORG



**FÜR
 QUALITÄT**

RAUCHER

Danziger Konfektionshaus

Inh. Aug. Steinhöfel.

Maßanfertigung

eleganter

Damen- und Herrengarderoben

Neueste
Moden

Tadelloser
Sitz



Vornehme
Verarbeitung

Solide
Preise

Töpfergasse 23/24 Poggenpuhl 59

Altstadt, Graben 69 b.

Langfuhr, Hauptstr. 11.

„Der · getreue · Eckart“

Halbmonatsschrift für das ganze Deutsche Volk.

Wir wollen:

Das Deutsche Volk über den Par-
teien sammeln!

Die Besten dazu aufrufen!

Woher sie kommen, ob von
Links oder Rechts, gilt
uns gleich!

Wir wollen nicht:

Gegensätze schaffen!

Wir wollen sie überbrücken!

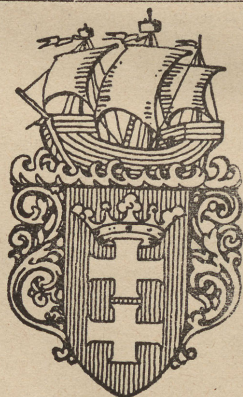
Bezugspreis vierteljährlich M. 11.—
zuzüglich M. 2.— beim Bezug durch die Post,
zuzüglich M. 3.— beim Versand unter Kreuzband.

Hellingsche Verlagsanstalt G. m. b. H.,
Berlin-Treptow, Karpfenteichstraße 15/16.

Danziger Wirtschaftszeitung

zugleich Mitteilungen der Handelskammer zu Danzig

mit der Beilage: Statistische Mitteilungen der Freien Stadt Danzig.



Jeder, der sich über die

wirtschaftlichen Verhältnisse des Ostens,

insbesondere des

Freistaates Danzig und der Republik Polen

unterrichten will, **muss** die

„Danziger Wirtschaftszeitung“

lesen.

Die Danziger Wirtschaftszeitung erscheint zweimal monatlich und kostet im Bezuge durch die Post
oder von der Geschäftsstelle der Handelskammer viertelj. 10 M. d. W., die Einzelnummer 2,50 M. d. W.



Mit Genehmigung des Verlags Emil Schöner, Dresden
 aus: Otto Schubert „24 Lithographien vom Krieg im Osten“





*Spezialhaus
für
Damen-
und Kinder-
Konfektion*

L. Murzynski

Inh: Wilhelm Troschke
DANZIG

Gr. Wallwebergasse 6-8